

**Deutscher
Reporterpreis
2018**

**Die 13 nominierten
Texte in der Kategorie
„Bestes Interview“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

01) Nataly Bleuel: Jeder Mensch hat das Recht, eine Niere zu verkaufen (17668)	03
02) Christiane Hoffmann und Britta Stuff: Der Reigen (18633)	12
03) Johannes Gernert und Viktoria Morasch: Wie lebt es sich in Deutschland als Mohamed? (31197)	41
04) Lucas Wiegemann: Das Evangelium nach Ralph (38729)	54
05) Holger Fröhlich: Das Universum – Ein göttlicher Zeitvertreib (43719)	76
06) Alexander Gorkow: Der Aktivist (54152)	86
07) Claas Relotius: Kehrt nicht auch das Böse, wenn man es lässt, eines Tages zurück? (71015)	
<i>(Anm. der Redaktion: Gegen Claas Relotius gab es im Dezember 2018 schwerwiegende Betrugsvorwürfe, daher haben wir den Text aus dem pdf-Reader entfernt.)</i>	
08) Marc Brost und Stefan Schirmer: »Ich wäre in der Stunde seines Todes gern bei meinem Vater gewesen« (75687)	102
09) Britta Stuff und Markus Dettmer: "Wir waren wie Kinder" (82096)	117
10) Christoph Cadenbach und Lara Fritzsche: „Ich hatte Bilder von meinen Kindern und meiner Frau im Kopf“ – „Meine größte Sorge war, dass mir jemand Hilfe aufnötigt, der keine Ahnung hat“ (105325)	126
11) Sven Michaelen: „Die haben nur feste sich selber gesehen“ (106259)	138
12) Max Fellmann und Oliver Meiler: Der Fluss und der Tod (110720)	155
13) Philipp Oehmke: Ein beschissener Moment (130061)	167

Jeder Mensch hat das Recht, eine Niere zu verkaufen

Organhandel ist weitestgehend verboten. Die Philosophin Janet Radcliffe Richards aber plädiert dafür, Körperteile wie Waren zu behandeln – um Menschenleben zu retten

Von Nataly Bleuel, GEO, 06/2018

Die Britin Janet Radcliffe Richards, 73, ist Philosophin und lehrt in Oxford. Sie hat sich auf die Analyse von praktischen moralischen Themen wie Medizinethik und Feminismus spezialisiert und dazu kontroverse Texte geschrieben: „Die skeptische Feministin“ (1980), „Philosophische Probleme der Gleichheit“ (1995), „Die menschliche Natur nach Darwin“ (2000) und „Die Ethik der Transplantationen: Warum sorglose Gedanken Leben kosten“ (2012). Sie ist die Witwe von Derek Parfit, einem der renommiertesten Moralphilosophen der letzten Jahrzehnte.

GEO Frau Radcliffe Richards, Sie sagen, es sollte Menschen nicht verboten sein, eine ihrer Nieren zu verkaufen. Wie kommen Sie auf diese provokante Idee?

Janet Radcliffe Richards Manche Menschen brauchen dringend ein Organ – und manche wollen raus aus ihrer Not, indem sie eine Niere verkaufen. Anstatt ihnen zu helfen, haben wir den Organverkauf verboten. Damit schaden wir beiden Seiten. Und zwar aufgrund von unüberlegten, konfusen und falschen Argumenten. Das kostet Menschenleben.

Der Organhandel ist seit den 1990er Jahren weltweit verboten.

Das war eine überstürzte emotionale Entscheidung ohne Sinn und Verstand. Sie kam zustande, weil die Medizin rasante Fortschritte macht und jetzt in der Lage ist, Dinge zu tun, die in der Menschheitsgeschichte völlig neu sind.

Ärzte können nicht nur Nieren von Lebenden verpflanzen, sondern auch Organe und Gewebe von Toten und sie können den Körper am Leben erhalten, obwohl sein Hirn tot ist, damit man die Einzelteile weiter verwenden kann.

Und da kommen wir offensichtlich mit unseren Gefühlen, unserem Denken, unserer Ethik und unserem Recht nicht mit. Wir benötigen dringend eine rationalere Auseinandersetzung mit dem medizinisch Machbaren. Lassen Sie uns auch deshalb bitte nicht von ‚Organ Spenden‘ reden, sondern nüchterner von Organbeschaffung. Denn ‚Spende‘ suggeriert, nur geschenkte Organe wären legitim, und das halte ich für falsch. Genauso wie immer von ‚Organhandel‘ zu sprechen. Ich bin total dagegen, dass man auf irgendeinem Markt mit der Not und den Organen von Menschen Gewinn macht. Ich bin nur gegen Prohibition!

Was ist gegen das Verbot von Organverkäufen einzuwenden?

Es ist falsch, etwas zu verbieten, nur weil es einem irgendwie gegen den Strich geht. Man macht ja auch nicht einen Slum mit Bulldozern platt, nur weil man Armut schrecklich findet: Passt uns nicht, fühlt sich schlecht an, Augen zu und weg damit. Solch eine Haltung macht das Schlechte nicht besser. Sie ist überheblich, bevormundend und gefährlich – und man fügt mit ihr Menschen Schaden zu. Wie beispielsweise jenem türkischen Vater, der 1987 nach London kam, um eine seiner Nieren zu verkaufen, weil er mit dem Erlös die Behandlung seiner an Leukämie erkrankten Tochter bezahlen wollte. Ein Aufschrei ging durch die Öffentlichkeit, diese geplante Operation war der Auslöser für das weltweite Verbot des Organverkaufs. Die Konservativen wollten verhindern, dass der Vater verkauft, was ihm gehörte. Die Linken wollten diesen armen Mann davon abhalten, sein Leben zu verbessern. Die Liberalen meinten, den Tauschhandel zwischen freien Menschen unterbinden zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

müssen. Alle argumentierten diametral gegen ihre Grundprinzipien, und es war ihnen nicht mal bewusst. Totale Konfusion!

Und hätte der Mann seinem Kind eine Niere gespendet, wäre das begrüßt worden. Doch den altruistischen Akt zugunsten seiner sterbenskranken Tochter, verbunden mit einer angemessenen Bezahlung, haben wir verhindert. Ich sage es noch mal: Durch unsere unbedachte Logik schaden und töten wir sogar Menschen.

Aber wir Reichen können uns doch nicht einfach die Organe der Armen aneignen, damit beuten wir sie aus. Armut macht unfrei. Sie setzt Menschen unter Druck. Sie haben kaum Chancen, kaum Wahlmöglichkeiten und oft zu wenig Bildung. Sie können deshalb die Folgen ihrer Entscheidungen nicht ermessen. Genau diese Unfreiheit und Abhängigkeit nutzen wir aus. Das ist strukturelle Gewalt!

Jetzt haben Sie sehr schön all die unüberlegten Argumente in einen Topf geworfen, die immer reflexartig kommen, und ich dröse sie jetzt nach und nach auf. Argument Eins: Das ist Ausbeutung. Ausbeutung ist, wenn eine Person einer anderen, die in einer schwächeren Position ist, etwas Schlechtes antut, richtig?

Ja.

Okay, und jetzt bestrafen wir den Ausbeuter. Weil er den Ausgebeuteten übervorteilt. Indem wir die gesamte Transaktion durch ein Verbot stoppen. Damit schaden wir aber auch dem Schwächeren. Denn er hat jetzt auch keine Gelegenheit mehr, anhand dieser Transaktion Geld zu verdienen. So nehmen wir ihm durch das Verbot eine Handlungsoption. Wie aber verbessern wir die Situation des Schwächeren?

Indem wir die Armut abschaffen, die Ungerechtigkeit und die strukturelle Gewalt.

Das wollen wir alle. Aber wir werden die Ungleichheit auf der Welt nicht abschaffen, indem wir einem Schwachen verbieten, seine Niere oder andere Organe zu

verkaufen. Das Gegenteil ist der Fall: Dessen Situation verbessert sich, wenn wir ihm den Verkauf erlauben und ‚die Ausbeuter‘ dazu bringen, ihn besser zu bezahlen. Auf dem Schwarzmarkt bekommt die indische Mutter, die ihre Niere verkauft, den geringsten Anteil. Der moralisch aufgeladene Begriff ‚Ausbeutung‘ wird nur verwendet, um etwas zu bezeichnen, wofür man keine hinreichende Begründung hat.

Und was ist mit meinem zweiten Argument: Armut macht unfrei?

Unter Freiheit verstehen wir unter anderem, dass ein unabhängiges Individuum die Freiheit der Wahl hat. Wenn man arm ist, unterliegt man aber Zwängen. Man hat nicht den gleichen Handlungsspielraum wie ein Reicher. Doch anstatt ihn dem Armen zuzugestehen, schränken wir ihn durch das Verbot noch weiter ein. Weil er doch so unfrei ist. Das ist absurd! Wenn man ihre Situation verbessern will, dann muss man armen Menschen mehr Alternativen geben und nicht weniger.

Aber diese Menschen werden meist nicht ausreichend informiert über die medizinischen Risiken und Folgen ihrer Entscheidungen.

Die Armen sind also, Ihr drittes Argument, nicht befähigt, Entscheidungen zu treffen? Dann müsste man den Großteil aller Menschen, wenn es um Medizin geht, für nicht zurechnungsfähig erklären. Die wenigsten von uns wissen, wie Ärzte wirklich arbeiten, was bei einer Transplantation, bei einer Eizellspende geschieht, wie man Hirntod definiert. Man kann nicht die gesamte Gruppe der Armen für inkompetent erklären; man muss jeden Menschen stets im Einzelfall aufklären. Dieses Argument ist besonders verlogen. Denn manchmal beliebt es uns, die Armen für voll zurechnungsfähig zu halten - beispielsweise wenn sie ein Organ spenden. Das geht, das dürfen sie!

Aber Sie lassen außen vor, dass ein Arzt seinem Patienten nicht schaden darf, das besagt schon der Hippokratische Eid. Armen, die ihre Nieren hergeben in der Hoffnung auf ein Dach überm Kopf, wird aber häufig Schaden zugefügt. Denn die (Nach-)Behandlungen in indischen, pakistanischen, ägyptischen oder

moldawischen Krankenhäusern sind oft schlecht oder gar nicht existent. Gefragt, bereuen nicht wenige ihre Entscheidung.

Die Organspende ist mittlerweile so sicher, dass Ärzte sogar dazu ermutigen. Geschadet wird diesen Menschen primär durch das Organhandelsverbot und den daraus folgenden, hundsgemeinen Schwarzmarkt. Der bedingt dann auch eine nachlässige medizinische Behandlung. Über die regen wir uns aber lang nicht so auf, wenn jemand eine Niere spendet.

Wie könnte man die Behandlung verbessern?

Man könnte die angemessene Behandlung von Menschen, die ihre Organe hergeben oder verkaufen wollen, organisieren. Dazu müssten Juristen und Politiker rechtliche Regelungen erarbeiten. Beispielsweise könnte man staatlich kontrollierte Agenturen damit beauftragen, die Geber aufzuklären, medizinisch zu betreuen und angemessen zu bezahlen.

In Indien und Pakistan gibt es ganze Dörfer, in denen Frauen und Männer eine Niere verkauft haben. Haben Sie die mal gesehen, mit Narben quer überm Leib? Wie Stigmata. Mich, als Angehörige der Seite, die zu dieser sichtbaren Ungerechtigkeit mit beiträgt, beschämt das.

Das empfinde ich genauso und selbstverständlich muss man die Gefühle der Menschen bei der Entwicklung einer rationalen Ethik und den daraus folgenden juristischen Regeln berücksichtigen. Aber es gibt noch nicht mal objektive Studien, wie Menschen einen Organverkauf beurteilen, der unter anständigen Umständen verläuft. Und noch mal zum Hippokratischen Eid: Der ist doch überholt!

Wie bitte?

Er wurde vor 2300 Jahren verfasst, und darin heißt es unter anderem, dass man seinen Lebensunterhalt mit seinem Lehrmeister zu teilen hat, dass man keine Blasensteine operiert, weil Chirurgen keine Ärzte waren, und dass man Frauen

Abtreibungsmittel verweigert. Später gab es dann eine Zeit, da hat man Frauen unter der Geburt die Anästhesie vorenthalten, weil der liebe Gott laut Bibel dem Weibe Schmerzen zufügen wollte. Das finden wir heute unfassbar. Was ich damit sagen will: Die Welt ändert sich und mit ihr die Werte. Wir aber haben unsere Ethik und unsere Regeln noch nicht dem Stand der Medizin angepasst und darin liegt unser Problem.

Sie fordern einen grundsätzlichen Wertewandel?

Ich fordere eine öffentliche Debatte. Und ich schlage vor, darüber nachzudenken, ob wir den Körper und seine Teile auch de jure wie Waren behandeln wollen, über die jeder Einzelne verfügen kann wie über sein Eigentum. De facto empfinden wir ja so, dass unser Herz, unsere Niere, unser Bauch, unser ganzer Körper uns gehören. Jetzt können wir diese Einzelteile weiterverwerten - haben dafür jedoch keine hinreichende ethisch-juristische Grundlage. Aber viele starke Gefühle. Sie sind traditionell bedingt, denn früher war ein Eingriff in den Körper meist gleichbedeutend mit Folter und Tod.

Wir sollen unseren Körper wie ein Ding definieren?

Es ist uns doch offenbar - ähnlich wie bei unserem Eigentum - wichtig, selbst darüber bestimmen zu können, was mit ihm geschieht. Ob er ganz bleiben soll. Oder ob Teile davon weiterverwertet werden dürfen.

Und ich kann dann auch sagen, an wen? Und einen Gegenwert dafür erhalten, wenn ich ihn gern hätte?

Warum nicht?

Sie meinen, wir sollten so eine Art Testament über unseren Körper machen und seine Organe behandeln wie das Haus, die Bücher, den Schmuck, den wir zu vererben haben? Die Nieren verschenke ich nach Indien, das Herz ist für die Nachbarin, kostet aber, und so lange ihr mich beatmet, dürft ihr in meinem Bauch noch ein fremdes Baby heranziehen, Cash geht an meine Kinder?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Oder aber Sie entscheiden: Wenn ich gehe, gehe ich ganz.

Das ist unmenschlich.

Warum? Im Alltag empfinden wir längst so. Nur unser überholtes Recht erlaubt es uns nicht.

Aber der Mensch ist kein Ding, das man besitzen oder über das man verfügen kann. Der Mensch ist mehr als seine Einzelteile, er hat Gefühle, ein Bewusstsein, er hat Energie, womöglich eine Seele. Er ist eine Ganzheit. Und die hat eine Würde. Immanuel Kant hat sie definiert als absoluten Selbstzweck. Anders als Dinge, die einen Gegenwert haben und daher als Waren auf einem Markt gehandelt werden können.

Ach, Kant. Er stellte den Mensch über alles andere. Und was ist mit den Tieren? Unsere Tierfabriken sind wie Sklavenmärkte, grauerregend.

Eben! Wir verzwecken die Natur, die Lebewesen und uns selbst mit diesem utilitaristischen Denken. Der Mensch empfindet sich aber als Ganzheit. Psychosomatiker, die mit Transplantierten arbeiten, sagen, der Mensch habe intuitiv ein ganzheitliches Körpergefühl: Wenn mir ein Bein amputiert wird, leide ich an Phantomschmerzen. Wenn ich wie ein Brutkasten verwendet werde, kann ich eine Bindung zu dem Fötus entwickeln. Wenn ich eine Niere explantieren lasse, fehlt mir etwas. Der Mensch ist nicht Mittel zum Zweck.

Und darüber soll jeder selbst entscheiden können und zwar auf der Grundlage von Regeln, die wir eben noch nicht präzise genug ausgearbeitet haben. Das heißt ja nicht, dass Sie persönlich nicht sagen könnten, meine Gefühle, mein Bewusstsein, meine Seele sind untrennbar mit meinem Körper verbunden, und deshalb soll er komplett bleiben. Es wäre eine Art Kontrollrecht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Deshalb sollten wir in Deutschland zu Lebzeiten in einem Organspendeausweis vermerken, wie mit unseren Organen verfahren werden soll.

Von mir aus kann die Medizin, die Forschung, der Staat meinen Körper haben, wenn ich tot bin. Und andere sollen dem bei Lebzeiten widersprechen können, wenn sie möchten.

Eine Spende ist ein Geschenk. Und ein Geschenk ist mehr als der Wechsel des Besitzers. Darin steckt Nächstenliebe. Ist die Spende für Sie nichts Besonderes?

Natürlich ist sie das, aber die Gabe aus freiem Herzen schließt nicht aus, dass man für ein Organ in einem anderen Fall Geld bekommen kann. Seinen Schmuck kann man auch verschenken oder verkaufen.

Der Verkauf oder die Spende an eine bestimmte Person wäre furchtbar ungerecht. Es sollen diejenigen ein Organ bekommen, die es am dringendsten benötigen, und nicht die, die ich am sympathischsten finde. Der alte Nazi um die Ecke bekäme nicht mein Herz. Soll etwa jeder Einzelne über das Recht auf Leben bestimmen können?

So lange es einen Mangel an Organen - oder sagen wir provokant: an Gütern gibt -, ist die Vergabe immer ungerecht. Wer darf das Herz haben: Der junge Mensch, der so angeschlagen ist, dass er damit nicht lange leben wird? Oder der alte, der damit aufgrund seiner Vorgeschichte einen stabileren Gesundheitszustand hätte? Die arbeitslose Mutter mit drei Kindern? Oder die, die mehr Unterstützung aus ihrem Umfeld erhält und dadurch bessere Lebensaussichten mit einem fremden Organ hat?

Sie haben dem Transplantationsthema viel Aufmerksamkeit gewidmet. Haben Sie mal gedacht, die Zeit, die Kraft und meinen Einfluss hätte ich auch ganz praktisch Armen vor Ort widmen können?

Ich widme mich praktischen moralischen Ideen, weil Gedanken das Leben von Menschen beeinflussen. Auch konfuse, die anderen schaden. Deswegen habe ich die

Ethik der Transplantationen analysiert: Weil sie Auswirkungen hat auf den Alltag von Menschen wie dem des Mannes, von dem ich bei einer Konferenz auf den Philippinen gehört habe. Er war um die 50 Jahre alt und wollte seine Niere verkaufen. Er lebte mit seiner Familie in Manila, in einem Loch unter einem Haus. Es war so klein, dass man darin nicht stehen konnte. Er wollte einem Nachbarn seine Niere verkaufen, um seiner Familie ein besseres Zuhause bieten zu können. Und dann saßen da diese selbstgefälligen Chirurgen, die keine Niere und kein Geld brauchten und sagten: „Geht nicht, dürfen Sie nicht!“ Keinen blassen Dunst, was Armut für diese Menschen bedeutet – aber ihnen mit einem Federstrich verbieten, ihre Lebensumstände zu verbessern. Das regt mich auf! Aber ich bemühe mich trotzdem, Emotionen und Intellekt auseinander zu halten.

Gelingt Ihnen das auch in Ihrem eigenen Leben? Sie waren lange krank. Macht einen das sentimentaler?

Ich habe mich auch im Krankenhaus mal ganz nüchtern gefragt: Warum stecken wir so immens viel Geld, nämlich einen großen Teil unseres Gesundheitsetats, in die letzten Lebensmonate von alten Menschen? Wäre dieses Geld nicht besser investiert, wenn man damit Wurmkrankheiten behandelte, unter denen Millionen von armen Kindern leiden?

Lieber möglichst gut leben als möglichst lang?

Wir fixieren uns zu sehr auf die Verlängerung unseres eigenen Lebens, anstatt uns um die Verbesserung der Lebensqualität vieler zu kümmern. Als analytische Philosophin wäge ich nüchtern Argumente und Alternativen ab, und daher hoffe ich auch, dass dieses Transplantations-Business bald ein Ende hat. Dass die Medizin Wege findet, Zellen zu regenerieren und dadurch Organe zu ersetzen. Und dass eine Zeit kommen wird, in der man Transplantationen rückblickend als barbarisch empfinden wird.

Der Reigen

***SPIEGEL-Gespräche** Zwischen den Geschlechtern ist vieles im Umbruch. Es ist an der Zeit, miteinander zu reden: neun Begegnungen, neun Gespräche über Frauen und Männer, Sex und Sexismus.*

Von Christiane Hoffmann und Britta Stuff, Der Spiegel, 24.03.2018

Vor fast hundert Jahren war Sex auf der Bühne ein Skandal. Der Dramatiker Arthur Schnitzler hatte ein Stück geschrieben, es ging um Sehnsüchte, Macht und Verlangen, um enttäuschte Liebe, um all das, was zwischen Männern und Frauen wichtig und missverständlich sein kann. Es waren zehn Szenen, in denen Männer und Frauen miteinander sprechen und Sex haben, ein Reigen quer durch alle Gesellschaftsschichten, die Dirne traf auf den Soldaten, der Soldat auf das Stubenmädchen, das Stubenmädchen auf den jungen Herrn. Im Vordergrund stand Sex, nicht Liebe oder Ehe, das war das Neue, Skandalöse. Die Aufregung über das Stück war so groß, dass Schnitzler schließlich selbst ein Aufführungsverbot verhängte. Es galt bis 1982.

Heute würde dieser Reigen keinen Skandal mehr auslösen, die Moral hat sich geändert. Aber wie zur Zeit des Reigens passiert wieder viel im Verhältnis der Geschlechter, etwas verschiebt sich, die gegenseitigen Ansprüche verändern sich, das Machtverhältnis zwischen Frauen und Männern und die Moral: die Idee davon, was verwerflich ist und was angemessen. Der Raum zwischen den Geschlechtern wird neu vermessen.

Zeit für einen neuen Reigen. Der SPIEGEL führte neun Frauen und Männer zusammen. Es gab neun Gespräche über Sex und Sexismus, Gleichberechtigung und Penetration, über Frauseinwollen und Mannseindürfen. Manche Paare stritten, andere flirteten und wieder andere waren sich ziemlich einig, alle setzten sich mit den Fragen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der aktuellen Debatte auseinander: Wo verläuft die Grenze zwischen Flirt, Anmache und Sexismus? Wie viel Gleichberechtigung wurde erreicht oder: wie wenig? Was wollen Frauen, und was macht das mit den Männern?

Die Gespräche sind aufgebaut wie der Reigen von Schnitzler: Zwei Personen sprechen miteinander, eine der beiden geht dann in die nächste Szene und trifft dort auf die nächste Person. Das Besondere: Die Teilnehmer mussten sich auf eine Überraschung einlassen, niemand wusste vorher, mit wem er sprechen würde.

Der Reigen lässt eine Feministin auf eine Antifeministin treffen, ein Erotikmodel auf einen Politiker, der sich selbst als Macho bezeichnet, und eine Rapperin auf einen Coach, der anderen Männern hilft, sich in der neuen Welt zurechtzufinden. Nur eines ist anders als bei Schnitzler: Über Sex wurde nur geredet.

Thomas Meinecke trifft Teresa Bücker

"Die Macht zerbröselt den Männern unterm Arsch"

Thomas Meinecke, 62, ist Feminist, Schriftsteller, DJ, Musiker, er hat sieben Romane veröffentlicht und beschäftigt sich literarisch mit dem Thema Geschlechter. Meinecke ist verheiratet und hat eine Tochter.

Teresa Bücker, 34, ist Feministin, Netzaktivistin, Bloggerin und Chefredakteurin des Onlinemagazins "Edition F". Bücker hat eine Tochter.

Sie sind sich noch nie begegnet, geben sich schüchtern die Hand.

Meinecke: Sie kommen mir bekannt vor. Wer sind Sie noch mal?

SPIEGEL: Das ist Teresa Bücker, Chefredakteurin von "Edition F" und Feministin.

Meinecke: Ah. Toll.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Sie bezeichnen sich auch als Feministen. Was bedeutet das für Sie?

Meinecke: Vieles. Zum Beispiel fühle ich mich wohler unter Frauen. Mannsein bedeutet oftmals, Aggressionen auszuüben. Ich habe mich noch nie im Leben geprügelt. Ich habe einfach einen Widerwillen gegen das Kräfteressen, ich mag Männer nicht, die so platzhirschmäßig auftreten ...

Bücker:*(nickt)*

Meinecke: ... es sind meist Männer, die in unserer Welt Probleme schaffen. Bis heute. Deshalb sollte es auch nicht um Männer gehen, sondern um Frauen.

Bücker: In der #MeToo-Debatte gibt es nur wenige Männer, die sich einbringen. Männliche Feministen suchen wir händeringend.

Meinecke: Ich habe mich in der #MeToo-Debatte als Mann zurückgehalten, weil ich es schlimm finde, wenn Männer sich sofort einmischen müssen und immer gleich sagen: Ja, super. Finde ich auch. Als Mann gehöre ich ja zum Verursachergeschlecht dieser Problemlage, bin also Verursachergeschlechtsteilhaber.

Bücker:*(hört zu)*

Meinecke: Die ganz miesen Typen gründen Männergruppen und sagen: Wir wollen auch mehr öffentlich weinen dürfen. Damit betreiben sie eine feindliche Übernahme des Feminismus und killen das Anliegen der Frauen. Wenn man die Männer da reinholt, übernehmen sie den Laden.

Bücker: Ich finde, die Männer in Deutschland verhalten sich ein wenig wie Angela Merkel: Sie sitzen #MeToo aus. Aus meiner Sicht ist das Gesprächsverweigerung. Es ist feige.

Meinecke: Was sollen die Männer denn sagen?

Bücker: Ich kann doch nicht für die Männer sprechen ...

Meinecke: Aber was wollen Sie?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bücker: Ich sehe keine Notwendigkeit, mich an Männern abzuarbeiten. Ich würde aber gerne wissen, warum Männer es so toll finden, nur mit Männern zusammenzuarbeiten.

Meinecke: Das ist mir auch ein Rätsel, dieser ganze homosoziale Wahnsinn. Im Grunde geht es darum, Frauen von der Macht auszuschließen, sie nicht ranzulassen. Die #MeToo-Diskussion ist für die Männer eine Bedrohung. Die Macht zerbröselst ihnen unterm Arsch, um es mal vorsichtig zu sagen. Deshalb halten sie sich raus.

Bücker: Ich kann immer besser verstehen, warum Feministinnen früherer Generationen in Frauenkommunen leben wollten. Ich arbeite in einem Team mit fast nur Frauen, und es ist toll, weil so viel Bullshit nicht mehr existiert. Aber Geschlechtertrennung ist ja offensichtlich nicht die Lösung.

Meinecke: Das hängt auch mit der Andersartigkeit des weiblichen Begehrens zusammen.

Bücker: Ja, Frauen haben ein anderes Begehren. Sie wollen sich männlichen Normen nicht anpassen, und sie sollen es auch nicht. Frauen werden sich immer mehr verweigern. Sie werden sich weigern, Kinder zu bekommen, in einer Familie zu leben, in Konzerne oder die Politik reinzugehen.

Meinecke: Gleichberechtigung heißt nicht, dass Frauen all das machen müssen, was Männer tun. Es ist auch eine Errungenschaft, wenn sie aus der Position von Marginalisierten heraus sagen: Ich will aber gar nicht in den Krieg ziehen.

Bücker: *(nickt)*

Meinecke: Es wäre toll, wenn es einfach gar kein Geschlecht als solches gäbe. Eigentlich sind all die Geschlechtsunterschiede, von denen wir reden, ja sprachliche Verabredungen. Sogar die primären Geschlechtsorgane. All die Ungerechtigkeiten sind Auswirkungen von sprachlichen Schieflagen oder Regelungen.

SPIEGEL: Was wäre für Sie aus feministischer Sicht die ideale Gesellschaft?

Bücker: Da müsste ich erst mal nachdenken ...

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Meinecke: Dann antworte ich mal, ich habe mich damit in den letzten Jahren viel beschäftigt. Ein Gedankenexperiment: Nehmen wir an, die Penetration der Frau durch den Mann würde aufhören.

SPIEGEL: Klingt ambitioniert.

Meinecke: Ach ja? Gibt es nur Fucker und Fuckee? Dadurch liegt ganz viel im Argen, damit lassen sich Machtverhältnisse und Kriege erklären. Gewalt geht von Männern aus. Mein Traum ist eine gewaltlose Sexualität, die nicht mehr hierarchisch wäre, sondern zärtlich.

SPIEGEL: Herr Meinecke, ist Ihnen aufgefallen, dass Sie das Gespräch ein bisschen dominiert haben?

Meinecke: Wirklich? Das wäre mir sehr unangenehm.

Teresa Bücken trifft Birgit Kelle

"Nun müssen wir schon wieder über Sexismus reden"

Birgit Kelle (r.), 43, ist Journalistin und Autorin der Bücher "Dann mach doch die Bluse zu: Ein Aufschrei gegen den Gleichheitswahn", "GenderGaga. Wie eine absurde Ideologie unseren Alltag erobern will" und "Muttertier: Eine Ansage". Kelle lebt in Düsseldorf, ist verheiratet und hat vier Kinder.

Bücken wollte eigentlich nicht zusammen mit Kelle auftreten. Kelle hingegen hatte beim Vorgespräch gesagt: "Hoffentlich wird's die kleine Rothaarige." Sie begrüßen sich kühl.

SPIEGEL: Frau Kelle, verschlechtert oder verbessert sich das Zusammenleben von Frauen und Männern gerade?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kelle: Es werden neue Gräben ausgehoben. Nehmen wir die Sexismusdebatte, #MeToo. Ich habe in meinem Umfeld viele, die sagen: "Es nervt." Ich selbst empfinde diese Debatte als völlig hysterisch und aggressiv. Wir sind doch im Geschlechterdiskurs schon deutlich weiter.

Bücker: Was Sie da sagen, basiert auf Gefühlen, nicht auf Fakten.

Kelle: Die ganze #MeToo-Debatte ist doch eine Ansammlung von Gef...

Bücker: Nein, nein, nein! Das Gute an Geschlechterthemen ist, dass sie gut erforscht sind. Wir haben Zahlen, was sexualisierte Gewalt betrifft, sie hat reale Konsequenzen. Frauen verlassen wegen sexueller Belästigung ihren Beruf, wechseln in Branchen, die schlechter bezahlt werden. Es beeinträchtigt ihr Leben, ihr Fortkommen. Natürlich ist jeder Diskurs anstrengend ...

Kelle: Mir geht es nicht um anstrengend, mir geht es um die Aggression.

Bücker: Sie haben doch eine Genervtheit beschrieben, nach dem Motto: Nun müssen wir schon wieder über Sexismus reden.

Kelle: Entschuldigung, seit drei Jahren wird ein Hashtag nach dem anderen durchs Dorf gejagt.

Bücker: Weil wir nicht vorankommen.

Kelle: Möglicherweise liegt das an der Methode?

Bücker: Nein. Die Debatten werden nicht bis zum Ende ausgefochten. Wir haben eklatante Lücken in der Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen in Deutschland in Bezug auf Einkommen, wir haben massive Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Wir haben ein Problem, über das wir reden müssen.

Kelle: Nur geht die Differenzierung flöten. Da melden sich Frauen, denen gesagt wurde, dass sie "schön" sind, und die das einen "Schock" nennen. Sie drängen sich als Opfer in den Vordergrund.

Bücker: Die wenigsten Frauen sind daran interessiert, über einen Opferstatus Aufmerksamkeit zu bekommen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Stellen Sie sich vor, Sie würden bei "Anne Will" als "schöne Publizistin" angekündigt. Und sonst würde nichts über Sie gesagt.

Kelle: Ja?

SPIEGEL: Würde Sie das nicht stören?

Kelle: Dass mir jemand sagt, dass ich gut aussehe? Nein.

Bücker: Wenn Sie angekündigt würden als "Frau Kelle, unser schönster Gast in der Runde"? Das wäre okay?

Kelle: Dann würde ich mich selbst vorstellen. Das ist doch möglich.

Bücker: Sie würden sich also nicht auf Ihr Äußeres reduzieren lassen?

Kelle: Die Frage ist doch, sind wir Frau genug, in so einer Situation zu reagieren? Ich war vier Jahre lang Kellnerin, natürlich habe ich Sexismus erlebt. Ich habe aber auch erlebt, dass meine Kollegen und Chefs unsere größten Beschützer waren.

Bücker: Es wäre doch schön, wenn Mädchen und Frauen nicht immer wieder die gleichen Erfahrungen machen müssten. Als ich anfang zu studieren, war ich auch gegen die Quote. Weil mir in der Schule signalisiert worden war: Dir steht die Welt offen, ihr Mädchen habt eh die besseren Noten. Mit Eintritt in die Berufswelt merkt man dann rasch, dass es Diskriminierung gibt und dass nicht alles so einfach ist.

Kelle: Mein Hauptproblem mit dem Feminismus ist, dass er mir zu eng ist. Der Feminismus hat ein Problem mit meinem Leben, das viele Jahre lang darin bestand, dass ich Kinder großgezogen habe und Hausfrau war. Ich stand nicht auf der Agenda. Niemand kämpfte für mich, die Feministinnen sogar explizit gegen mich.

Bücker: Sie haben offenbar die feministischen Debatten der letzten Jahre nicht verfolgt. Das war sehr wohl ein Thema.

Kelle: Ja, und zwar, wie man es verhindern kann. Ich habe für das Betreuungsgeld gekämpft. Man attestierte mir, dass das System mich gedrängt hätte, dass meine Sozialisation mich an den Herd schickt.

Bücker: Ich habe die Kritik am Betreuungsgeld sehr differenziert wahrgenommen.

Kelle: Ich nicht. Herdprämie, Verdummungsprämie, Schnapsgeld, alles Zitate von hochrangigen Politikerinnen, von Frauen, Begriffe, mit denen es legitim war, Mütter zu diffamieren. Damals schwieg der ganze deutsche Feminismus.

Bücker: Es gibt eine recht große Bewegung in Deutschland, die sich hinter dem Begriff Care-Revolution versammelt und für eine Neubewertung und angemessene Entlohnung von Betreuungsarbeit einsetzt.

Kelle: Ah ja, wo ist denn diese gigantische Bewegung?

Bücker: Nur weil Sie sie nicht wahrgenommen haben, heißt es nicht, dass es sie nicht gibt.

Kelle: Das freut mich ja, wenn der Feminismus dazugelernt hat.

SPIEGEL: Dann sind Sie ja doch Feministin.

Kelle: Ich habe nie gesagt, dass ich nicht Feministin bin.

Birgit Kelle trifft Micaela Schäfer

"Ich finde es toll, dass die Männer gucken"

Micaela Schäfer (I.), 34, ist Model – vor allem Nacktmodel – und DJane. Sie wurde durch ihre Teilnahme an "Germany's Next Topmodel" bekannt.

Kelle und Schäfer sagen nach der Vorstellung fast zeitgleich: "Sehr gut, keine Feministin!"

SPIEGEL: Wann ist Ihnen zuletzt etwas passiert, das Sie Sexismus nennen würden?

Schäfer: Oje.

Kelle: Da muss ich wirklich intensiv nachdenken.

Ein paar Sekunden Pause.

Kelle: Nein. Mir fällt nichts ein.

Schäfer: Mir auch nicht.

SPIEGEL: Es gab in den letzten Monaten keine Situation, in der Sie sich als Frauen benachteiligt oder herabgesetzt fühlten?

Schäfer: Ich arbeite in der Erotikbranche, da werden Frauen eigentlich bevorzugt, wir verdienen mehr als die Männer ...

Kelle: ... ein Gender-Pay-Gap mal andersrum, toll!

Schäfer: Das ist in der ganzen Modelbranche so.

Kelle: Berufe, in denen Frauen mit ihrem Aussehen punkten können, lohnen sich fast immer für sie. Es ist irre, dass Feministinnen ausgerechnet diese Frauendomäne kaputt machen wollen. Nach dem Motto: Seinen Lebensunterhalt hat man als Frau gefälligst nur mit seinem Kopf zu verdienen. Charles Bukowski hat mal gesagt: "Feminismus existiert nur, um hässliche Frauen in die Gesellschaft zu integrieren." Ganz so weit gehe ich nicht. Aber dass Schönheit mit Dummheit gleichgesetzt wird, ist für mich eine Neiddebatte. Männer reagieren auf uns, das können wir Frauen doch zu unserem Vorteil nutzen.

SPIEGEL: Man könnte sagen, dass Frauen so zu Objekten werden, zu Ware.

Schäfer: Unsinn. Ich habe mir das doch selbst ausgesucht. Ich habe in der Apotheke gelernt, das hätte ich auch weitermachen können ...

SPIEGEL: Dort hätten Sie wahrscheinlich nicht so viel verdient.

Schäfer: Ich bin Geschäftsfrau, ich hätte überall viel verdient. Ich finde es in Ordnung, dass ich über mein Aussehen Geld verdiene. Keiner will wissen, ob ich die 16 Bundesländer kenne oder was Angela Merkel gerade macht. Das stört mich aber

auch nicht. Ich muss trotzdem mehr sein als nur schön. Ich muss zuverlässig sein, ich muss zu den Kunden freundlich sein ...

Kelle: Vier Jahre als Bedienung: Sie glauben nicht, wie viel Trinkgeld ich gemacht habe, einfach weil ich mit den Männern ein bisschen geflirtet habe. Dadurch bin ich doch nicht gleich ein Objekt. Jede Frau, die einmal herausgefunden hat, wie unfassbar hilflos Männer auf Weiblichkeit reagieren, wird das immer für sich nutzen.

SPIEGEL: Also sind die Männer in diesem Punkt das schwächere Geschlecht?

Schäfer: Na klar, Schönheit ist Macht. Wenn ich abends weggehe, ziehe ich ein extrakurzes Kleid an und trage einen Riesenausschnitt. Ich finde es toll, dass die Männer gucken. Ich weiß, dass ich, ganz plump gesagt, an so einem Abend keinen Cent ausgeben werde.

SPIEGEL: Es muss sich also nichts ändern im Geschlechterverhältnis? Alles kann so bleiben, wie es ist?

Schäfer: Es funktioniert doch! Frauen sind übrigens genauso oberflächlich wie die Männer, sie geben es nur oft nicht so offen zu. Wenn ich weggehe, mit anderen Mädchen, stehen wir da und schauen: Wer hat Macht? Ich fahre total auf mächtige Männer ab. Da kann der Kabelträger oder der Kameramann noch so süß sein, ich steh auf den Filmproduzenten.

Kelle: Frauen suchen Stärke, Männer Schönheit. So ist das halt. Aber in der Sexismus- und der Gender-Debatte wird so getan, als könne man sich seine Sexualität oder sein Begehren aussuchen oder auch mal ausknipsen. Fakt ist: Fortpflanzung und alles, was damit zu tun hat, ist ein Trieb. Dagegen anzukämpfen ist, als würde man Hunger oder Schlaf bekämpfen. Das können wir nicht. Der Feminismus wird sich daran die Zähne ausbeißen.

Schäfer: Ich höre oft von Frauen: Das ist doch nichts mit Zukunft, was du da machst. Deine Haut wird alt – und dann? Denen sage ich: Irgendwann funktioniert dein Kopf vielleicht nicht mehr, was machst du dann? Wenn ich alt bin, habe ich genug Geld verdient, habe es schlau in Immobilien angelegt. Dann leiste ich mir einen 20-jährigen Boyfriend. Dazu brauche ich keinen Feminismus, das klappt auch so.

Micaela Schäfer trifft Wolfgang Kubicki

"Ich müsste Frau Schäfer nicht sagen, dass sie ein Dirndl ausfüllen kann, das weiß sie"

Wolfgang Kubicki, 66, ist FDP-Politiker, stellvertretender Bundestagspräsident und Anwalt für Wirtschafts- und Steuerstrafrecht. Er ist verheiratet und hat zwei Töchter.

Die beiden kennen sich nicht, Kubickis Büroleiter googelt Micaela Schäfer, während sie fotografiert wird. "Was ist denn eine DJane?", fragt Kubicki. Er beginnt sofort, mit ihr zu flirten.

SPIEGEL: Herr Kubicki, Sie haben einmal gesagt, Sie gehen mit einer Frau nicht mehr allein in einen Fahrstuhl, weil Ihnen das zu unsicher ist.

Kubicki: Das ist so.

SPIEGEL: Können Sie das verstehen, Frau Schäfer?

Schäfer: Absolut. Die Männer haben Angst, dass man plaudert oder, noch schlimmer: dass Dinge erfunden werden.

Kubicki: Wie will man sich gegen den Vorwurf verteidigen, man sei übergriffig geworden? Das ist eine Anschuldigung, gegen die Sie sich nicht wehren können, wenn Sie unter vier Augen gewesen sind. Aber ich möchte das gar nicht verallgemeinern, man hat auch ein gewisses Gefühl dafür, wem man trauen kann. Ich glaube, Frau Schäfer und ich könnten locker zusammen Fahrstuhl fahren.

SPIEGEL: Warum?

Kubicki: Das spüre ich einfach.

Sie sehen sich an und lachen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Haben Sie das Gefühl, dass es generell für Männer schwieriger geworden ist, sich Frauen zu nähern?

Kubicki: Na klar. Früher war es in Ordnung, wenn man mit einer Frau geflirtet hat und sie gesagt hat: Ich will das nicht. Dann hat man es gelassen. Wenn Sie heute mit einer Frau flirten, sagt sie vielleicht nicht mehr: Ich will das nicht. Sie sagt vielleicht: Ich zeig dich an. Deshalb wird eine Reihe von Männern heute gar nicht mehr den Versuch unternehmen, eine Frau anzusprechen. Denn sie befürchten, das könne die Karriere kosten, die Existenz ruinieren, Beziehungen kaputt machen.

Schäfer: Ich stelle auch fest: Früher haben mich Kunden ganz selbstverständlich zum Essen oder auf einen Drink eingeladen, heute sind viele sehr distanziert.

Kubicki: Es ist wirklich schade, weil ich einen kleinen Flirt immer ganz angenehm finde, er entkrampft die Situation. Aber wenn ein langer Augenkontakt schon als Anmache empfunden wird, dann habe ich Kommunikationsprobleme.

Schäfer: Es wäre sehr traurig, wenn das Kompliment ausstirbt, wenn Männer Angst haben, dass eine Frau gleich zur Presse rennt, wenn man ihr sagt: Du trägst aber ein schönes Kleid.

SPIEGEL: Hören Sie manchmal von Frauen den Vorwurf: Wenn du nicht angemacht werden willst, dann zieh dich doch an?

Schäfer: Na ja, ich bin Erotikmodel. Ich stehe meist nackt vor der Kamera. Aber ich bekomme schon zu hören: Beschwer dich nicht, wenn du solche Angebote bekommst, du bist doch Erotikmodel.

Kubicki: Ich denke, Frau Schäfer wird eher deshalb weniger angemacht, weil die meisten Männer sich das gar nicht trauen. Das ist ja eine Frage des Selbstbewusstseins. Ich müsste Frau Schäfer nicht sagen, dass sie ein Dirndl ausfüllen kann, das weiß sie. Damit operiert sie auch, und das ist in Ordnung. Ich behandle sie deshalb nicht anzüglicher.

SPIEGEL: Herr Kubicki, wie geht ein nicht anzüglisches Kompliment?

Kubicki: Ich finde, dass zum Beispiel Frau Schäfer nicht nur gut aussieht, sondern auch Selbstbewusstsein ausstrahlt. Ich könnte mir vorstellen, einen angenehmen Abend mit ihr zu verbringen, ohne dass das neben einem Essen und einem Drink eine Erweiterung haben muss.

Schäfer: Ich finde, das ist ein tolles Kompliment. Das hat mir noch nie ein Mann gesagt. Und ich würde das auch annehmen. Ohne irgendwelche Hintergedanken.

Wolfgang Kubicki trifft Kübra Gümüsay

"Warum werben Sie nicht um Frauen?"

Kübra Gümüsay, 30, ist Bloggerin, Netzaktivistin und Journalistin. Sie ist Muslimin und Feministin. Im Vorgespräch sagte sie, dass sie darüber, wie das zusammen geht, eigentlich nicht sprechen wolle. Gümüsay ist verheiratet, hat einen Sohn und lebt in Hamburg.

Die beiden kennen sich nicht, sie begrüßen sich interessiert, kommen aber nicht ins Gespräch, bevor die erste Frage gestellt wird.

SPIEGEL: Herr Kubicki, kann man Feministin sein, wenn man ein Kopftuch trägt?

Kubicki: So oberflächlich bin ich nicht, dass ich ihr das verweigern würde.

SPIEGEL: Ein Kopftuch gilt als Symbol ...

Kubicki: ... der Unterdrückung, klar.

SPIEGEL: Hinter dem Kopftuch steht auch die Idee, dass Männer sich nicht beherrschen können.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kubicki: Das weiß ich nicht.

Gümüşay: Das sagen Sie jetzt. Es gibt so viele Gründe, weshalb Frauen Kopftuch tragen, wie es Kopftuch tragende Frauen gibt.

Kubicki: Solange ich das Gesicht sehen kann, ist mir das relativ egal. Ich glaube nicht, dass die Einstellung etwas mit Äußerlichkeiten zu tun hat. Das ist mir zu bourgeois.

SPIEGEL: Ein kleines Experiment. Wer Feminist oder Feministin ist, hebt die Hand.

Im Raum sitzen Kubicki und Gümüşay, zwei SPIEGEL-Redakteurinnen, Kubickis Büroleiter und zwei Fotografen. Gümüşay und eine SPIEGEL-Redakteurin heben die Hand.

Gümüşay: Sie sind also kein Feminist?

Kubicki: Nein, warum sollte ich das sein?

(zu den Fotografen) Seid ihr etwa Feministen?

Unverständliches Gemurmel.

Kubicki: Ich find's ein bisschen albern, Männer zu fragen, ob sie Feministen sind.

Gümüşay: Der kanadische Premier Trudeau zum Beispiel sagt von sich, dass er Feminist ist. Und es kommt gut an. Sie könnten sich an ihm orientieren.

Kubicki: Soll er machen. Ich sehe mich eher als Macho. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin dafür, dass alle gleiche Rechte haben. Aber Männer können keine Feministen sein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gümüşay: Sie könnten sich dennoch dafür einsetzen, dass mehr Frauen in den Parlamenten sitzen, in den Parteien sind.

Kubicki: Sie haben falsche Vorstellungen. Wir würden die Frauen doch mit Handkuss nehmen! (*zögert*) Man muss ja aufpassen, was man sagt. Handkuss hört sich wieder so chauvinistisch an, also: Wir würden mit großer Begeisterung jede Frau nehmen, die sich engagiert.

Gümüşay: Ach ja?

Kubicki: Viele wollen nicht.

Gümüşay: Was ist mit der Vereinbarkeit von Politik und Familie? Damit, dass viele Sitzungen spätabends sind, dass es noch immer exklusive Männerbünde gibt?

Kubicki: Ich habe Männerbünde in dem Sinn, dass Männer zusammenhalten, um ihre Macht gegenüber Frauen zu perpetuieren, nie erlebt. Das Problem ist ein anderes. Viele Frauen scheuen die Auseinandersetzung. Die Politik lebt davon, dass man sich auseinandersetzt. Wenn Frauen in den Wettbewerb gehen, dann passiert das häufig untereinander. Es kandidiert nicht Frau gegen Mann, sondern Frau gegen Frau.

Gümüşay: Liegt das nicht daran, dass Frauen Auseinandersetzungen anders erleben als Männer? Bei Angriffen, die Frauen von Männern erfahren, geht's oft um die Kleidung, um das Aussehen, selten um das Fachliche.

Kubicki: Das ist unter Männern auch so. Wir haben im Bundestag eine Abgeordnete mit einer schwierigen Stimme, darüber wird geredet. Wir haben aber auch einen Mann mit einer komischen Stimme, über den wird auch geredet. Die Amerikaner sagen: If you have an ugly candidate, kill him. Mann oder Frau, egal ...

Gümüşay: Warum werben Sie nicht um Frauen? Statt einfach nur zu sagen: So ist das System, kommt oder lasst es.

Kubicki: Wenn ich Feminist wäre, würde ich sagen, diese Frage ist einfach unglaublich. Sie reduziert Frauen auf zu betreuende Wesen.

Gümüşay: Sie könnten sagen: Ich trete nur noch einmal für den Bundestag an, wenn 50 Prozent der Listenplätze unserer Partei von Frauen besetzt sind.

Kubicki: Das ist Unfug.

Gümüşay: Sie könnten es probieren.

Kubicki: Das ist nicht meine Agenda, warum sollte ich das tun?

SPIEGEL: Sie haben vorhin gesagt, Sie seien ein Macho. Was heißt das?

Kubicki: Ich finde die Anwesenheit von Frauen immer noch meistens angenehmer als die Anwesenheit von Männern. Ich bin nur mit Frauen aufgewachsen, ich habe Zwillingstöchter ...

Gümüşay: Es gibt also viele Menschen, die Ihnen die Problematik näherbringen könnten ...

Kubicki: Ich bin ganz zufrieden mit mir und die Frauen um mich herum auch.

SPIEGEL: Ist es schwerer geworden, mit Frauen umzugehen?

Kubicki: Es kommt drauf an. Ich war neulich in einer Talkshow, da empörte sich eine Feministin, dass ich ihr die Tür zum Studio aufhalte. Auf dem Weg raus klemmte die Tür, und sie bekam sie nicht auf. Da stand ich daneben und dachte: Dann mach mal. Der Feminismus kann die Männer kritisieren, die Konfrontation suchen, das ist sein Recht. Aber die Frauen müssen dann auch akzeptieren, dass nicht alle das genauso sehen wie sie und dass sich Männer gelegentlich zurückziehen und sagen: Dann bleibt doch unter euch.

Kübra Gümüşay trifft Heide Pfarr

"Die meisten Frauen, die ich kenne, scheitern an Gleichberechtigung in privaten Beziehungen"

Heide Pfarr, 73, Juristin, war Vizepräsidentin der Uni Hamburg und 1991 Frauenministerin in Hessen. Sie ist seit Jahrzehnten eine Kämpferin für die Gleichstellung von Frauen. Pfarr ist verwitwet und lebt in Kassel und Berlin.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie begegnen sich zum ersten Mal, beim Fotografieren wirken beide recht schüchtern.

SPIEGEL: Sind die Zeiten für Frauenrechtlerinnen gerade gut oder schlecht?

Pfarr: Sie sind wunderbar, weil sich immer mehr tut. Es gibt ProQuote, es gibt #MeToo. Der Kampf ist weniger einsam als früher, eine wunderbare Entwicklung. Eine Sache bleibt aber, und sie ist ermüdend: Wir Feministinnen müssen uns immer noch verteidigen, immer erinnern und anmahnen. Uns wird Verbissenheit vorgeworfen. Es ist nicht besonders vergnüglich, dass der halbe Raum die Augen verdreht, wenn ich nur darauf bestehe, weibliche Berufsbezeichnungen zu verwenden beispielsweise.

Gümüşay: Man sucht sich nicht aus, ob man Feministin ist. Wenn man einmal verstanden hat, dass es patriarchale Strukturen gibt, die das Vorankommen von Frauen verhindern, kann man davor nicht mehr die Augen verschließen. Das ist ein bisschen, als wäre ein rosa Elefant im Raum. Ich habe ihn am Rüssel gepackt, und jetzt soll ich ihn loslassen? Aber manchmal gibt es bei mir auch Momente, in denen ich denke: Das ist anstrengend.

SPIEGEL: Was ist anstrengend?

Gümüşay: Zum Beispiel dass man sich privat nur schwer von dem abkoppeln kann, was gesellschaftlich transportiert wird.

Pfarr: Das ist eine wichtige Frage: Muss eine Feministin den Feminismus auch privat vorleben? Oder kann sie das erst, wenn die Gesellschaft endlich gleichberechtigt ist?

SPIEGEL: Was glauben Sie?

Pfarr: Die meisten Frauen, die ich kenne, scheitern an wirklicher Gleichberechtigung in privaten Beziehungen. Wie soll man mit jemandem "hart verhandeln", den man liebt? Ich bin sicher, erst wenn die Erwerbsarbeit der Frauen endlich intellektuell und finanziell wertgeschätzt wird, wird es auch privat einfacher.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gümüşay: Es ist relativ leicht, eine gleichberechtigte Partnerschaft zu führen, solange man kein Kind hat. Mit Kind merkte ich: Oh, können wir dieses Ideal wirklich umsetzen?

Pfarr: Teilen Sie die Arbeit zu Hause 50:50 mit Ihrem Mann?

Gümüşay: Ja. Aber das ist auch nicht so leicht, wie es klingt. Was ist "die Hausarbeit"? Uns hat geholfen einzusehen, dass es nicht nur körperliche Arbeit gibt, sondern auch eine geistige Arbeit. "Mental workload" nennt man das, sich damit zu beschäftigen, dass eingekauft werden muss und was eingekauft werden muss. Irgendwann haben mein Mann und ich mal aufgeschrieben, was ich alles im Kopf habe, von unserer Ernährung bis hin zu den Fotoalben, die ich nie geschafft habe anzulegen. Ihn beschäftigen mental sehr viel weniger Dinge dieser Art. Dann haben wir gesagt: Okay, gut, es kann nicht sein, dass ich all diese Sachen immer im Kopf habe und diese mentale Arbeit zusätzlich zur normalen Hausarbeit erledige. Die mentale Arbeit muss auf die körperliche angerechnet werden.

Pfarr: Eigentlich will man ja nicht immer aufrechnen, schon gar nicht privat. Nur: Wenn man das nicht tut, arbeitet immer die Frau mehr. Und sie findet sich in einer Rolle wieder, die man als Frauenrechtlerin auch in der Gesellschaft hat: Sie gilt als jemand, die nicht mal Fünfe gerade sein lassen kann. Dabei sind wir ja gar nicht für Gleichmacherei. Nur für Gerechtigkeit.

Gümüşay: Vielleicht müssen auch wir Frauen uns von bestimmten Erwartungen an uns frei machen. Verantwortung und Arbeit im Privaten aufzuteilen bedeutet auch, dass wir Kompromisse eingehen müssen. Das ist schwer, weil wir in einer Gesellschaft leben, in der tendenziell die Frau dafür verantwortlich gemacht wird, wenn in der Küche Chaos herrscht.

Pfarr: Geschlechtergerechtigkeit ist eben nicht nur gesellschaftlich anspruchsvoll, sondern auch privat. Das ist auch das, was mich manchmal besorgt. Wenn wir das Geschlechterverhältnis seiner Machtstruktur entkleiden, haben wir eine völlig andere Gesellschaft. Wie die aussehen soll, verhandeln wir noch. Wir wissen es noch nicht. Es ist ein Prozess, und wir sind mittendrin.

SPIEGEL: Vielen Dank für das Gespr...

Gümüşay: ... halt, ich möchte noch was sagen! Ich danke Ihnen, Frau Pfarr, dass Sie das schon so lange machen. Dass Sie sich dem Feminismus gewidmet haben und ich von vielem, was Sie erkämpft haben, schon profitiere.

Pfarr: Ich danke Ihnen, dass Sie weitermachen. Es gibt viele, die sagen: Feministinnen müssen so und so aussehen, sie dürfen kein Kopftuch tragen zum Beispiel. Ich glaube, wir sollten uns nicht noch gegenseitig bekriegen.

Heide Pfarr trifft Lady Bitch Ray

"Was wir erreicht haben, ist erst die Spitze der Klitoris"

Reyhan Şahin, 37, ist promovierte Kulturwissenschaftlerin. Bekannt wurde sie unter dem Namen Lady Bitch Ray, eine Rapperin, die schon einmal bei einem Auftritt aus einer aufblasbaren Plastikvagina trat.

Sie sind einander nie begegnet und betrachten sich interessiert. Heide Pfarr schaut bei dem Fotoshooting Reyhan Şahin an: "Sie sehen toll aus", sagt sie. "Sie aber auch!", antwortet Reyhan Şahin. Sie stellen sich vor und bemerken Gemeinsamkeiten: Frau Pfarr war von 1984 bis 1986 die erste weibliche Vizepräsidentin der Universität Hamburg, Şahin hat dort eine Studie zur islamischen Religiosität in sozialen Netzwerken durchgeführt und war auch in der Lehre tätig.

SPIEGEL: Frau Şahin, Sie fordern Frauen auf, Bitches zu sein. Was ist eine Bitch?

Şahin: Eine Bitch ist eine Frau, die selbstbestimmt und kritisch handelt, sie suhlt sich nicht in ihrer Opferrolle, sie ist solidarisch mit anderen Frauen. Jede Frau

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kann eine Bitch sein, egal wie alt sie ist, aus welcher sozialen Schicht sie kommt oder welchen ethnischen Hintergrund sie hat. Eine Bitch ist eine verflixte Feministin.

SPIEGEL: Sind Sie eine Bitch, Frau Pfarr?

Pfarr: (*schaut und zögert*) Also ...

Şahin: Ich will nicht für Sie sprechen, aber für mich sind Sie eine Bitch. Wissen Sie, warum? Weil Sie Ihren Weg gegangen sind und sich für Frauen einsetzen. Weil Sie Ihr Leben eben nicht nach dem Ihres Partners richten, sondern Ihren Weg gehen. Sie sind doch Feministin.

Pfarr: Das ist alles richtig, ich bin nur über das Wort "verfickt" gestolpert.

Şahin: Entschuldigung.

Pfarr: Das finde ich nämlich nicht passend. Aber wenn eine Bitch eine starke Frau ist, die auch gegen Widerstände stark ist, dann bin ich eine Bitch, okay.

Şahin: Geil, Frau Pfarr!

SPIEGEL: Feministinnen wird oft vorgeworfen, dass sie die Männlichkeit angreifen wollen, dass sie irgendwie im Privaten rumfuhrwerken wollen und den Sex verderben. Haben Sie diesen Vorwurf mal gehört, Frau Pfarr?

Pfarr: Laufend! Also selbst wenn man auf einer Parteiversammlung für Frauenquoten eingetreten ist, hieß es, man zerstöre Liebe, Sexualität und, am schlimmsten: Familie.

Şahin: Wenn ich rappe, Songs mit sexuellen Inhalten, wird mir anzügliche Pornografie unterstellt, und man echauffiert sich darüber. Hingegen wird die von Männern gemachte chauvinistische Pornografie geduldet. Viele sagen dann zu mir: Hast du dich noch nie verliebt? Willst du nicht mal eine Familie haben und Kinder? Es wird bezweifelt, dass eine Frau wie ich in der Gesellschaft funktionieren kann, als Mutter, als Liebende. Viele Männer wollen lieber eine Ruhige, die auch äußerlich nicht so auffällt, eine Perlenohrringe tragende Esprit-Tante. Beim Sex soll sich dann die Frau bitte auch schön anpassen. Eine Frau, die sagt, ich möchte dich auch oben reiten, macht Männern Angst. Frauen, die wissen, was sie wollen, sind Männern im sexuellen Bereich total überlegen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Pfarr: Vielleicht ist das auch der Grund für das Streben der Männer, Macht über Frauen zu haben. Weibliche Sexualität kennt kein unübersehbares Versagen. Solange Penetration als das Highlight gilt und nicht Sexualität, das ist ja nicht dasselbe, haben Männer Grund, Angst zu haben.

Şahin: Na, Penetration ist für mich auch wichtig, Frau Pfarr. Ich will ja auch auf meine Kosten kommen.

Pfarr: Das Problem ist doch, dass Männer mit Erektion Leistung verbinden. Und wenn die nicht klappt, haben sie ein Problem. Ihre Sexualität ist angstbesetzter. Während wir einfach spielen können.

Şahin: Ich bin die beste Schauspielerin!

Vier Frauen im Raum, alle lachen.

SPIEGEL: Vorhin fiel das Stichwort Mutterschaft. Haben Sie Kinder?

Pfarr: Nein.

Şahin: Nein. Aber ich würde gern welche haben.

Pfarr: Vor allem andere Frauen bewerten Frauen danach, ob sie Mutter sind oder nicht. Zum Beispiel wurde ich von Frauen, die sich selbst als Feministinnen begriffen, beschimpft, als ich sagte, ich will gar kein Kind. Sie haben gesagt, ich verzichte auf mein Wesentliches.

Şahin: Ach, von der Sorte kenne ich auch ein paar.

Pfarr: Männer hingegen denken, dass es bei meinem Beruf völlig normal ist, dass ich gefälligst kein Kind habe. Ich hätte mein Leben, meinen Beruf mit Kind so nicht leben können. Da sind wir heute weiter. Viele können inzwischen beides.

Şahin: Na ja. Ich habe keine Kinder, weil ich in der Wissenschaft arbeiten will und weiß, wenn ich ein Kind bekomme, bin ich draußen. Meine Künstlerinnenrolle als Lady Bitch Ray macht es mir schwer genug, meine Existenz als Wissenschaftlerin zu sichern. Der Feminismus ist noch gar nicht weit. Lange hat der klassische, westlich

codierte Feminismus Themen wie die Gender-Frage oder Lebenswelten der "anderen" Frau, etwa die der muslimisch sozialisierten, kurdischen oder schwarzen Frau und Queers, nicht in ihre Agenda mit einbezogen und mit einer einseitigen Sichtweise Musliminnen bevormundet. Jetzt sind Themen wie Kopftuch und islamischer Feminismus zwar in vieler Munde, aber der differenzierte Blick fehlt immer noch. Die Rolle der Frau im Wissenschaftsbetrieb, das Frauenbild in der Kunst oder auch die Ausgrenzung von Müttern in unserer Gesellschaft wären Themen, die behandelt werden müssten. Was wir erreicht haben, ist erst die Spitze der Klitoris!

Pfarr: Wilder Vergleich, aber Sie haben recht: Schon die erste Frauenbewegung hatte einen bürgerlich verengten Blick und interessierte sich wenig bis gar nicht für die Probleme von Arbeiterinnen. Wir müssen mehr wahrnehmen, wie unterschiedlich Frauen von Diskriminierung betroffen sind, und ihre je eigenen widerständigen Selbstentwürfe akzeptieren. Ach, es ist noch so viel zu tun.

Lady Bitch Ray trifft John Aigner

"Alle beschäftigen sich mit Weiblichkeit, da kommt Männlichkeit total zu kurz"

John Aigner ist Coach und Mentor für Männer. Er ist unverheiratet, hat keine Kinder, lebt in Berlin und möchte sein Alter lieber nicht nennen.

Die beiden sind sich noch nie begegnet, die Stimmung ist gut, sie bieten sich sofort das Du an.

SPIEGEL: Könnten Sie sich einander vorstellen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Şahin: Dann fang ich mal an. Ich bin Reyhan Şahin, ich bin Wissenschaftlerin, und ich habe auch Rapmusik gemacht, unter dem Namen Lady Bitch Ray. Willst du auch meine Hobbys wissen?

Aigner: Klar.

Şahin: Ich lese viel, ich schreibe viel, mache Mode, und ich masturbiere regelmäßig.

Aigner: Freut mich, hallo.

Şahin: Und du so?

Aigner: Ich heiße John, und ich bin Mitbegründer der MALEvolution, einer Non-Profit-Organisation, die sich um Männlichkeit im 21. Jahrhundert kümmert, ich habe Sexualwissenschaften studiert und bin hauptberuflich Männercoach.

Şahin: Total wichtiges Thema. Alle beschäftigen sich mit Weiblichkeit, da kommt Männlichkeit total zu kurz.

Aigner: Genau. Die Frauen haben sich bewusst mit sich selbst auseinandergesetzt, sie haben eine Bewegung gestartet. Männer haben das nicht getan und sollten es nun tun.

Şahin: Aber wieso nur Männercoach? Coachst du keine Frauen oder Transmenschen?

Aigner: Ich hatte immer mehr Männer bei mir zum Tee sitzen, die sich ausgeweint haben. Irgendwann habe ich gesagt, ich muss das mal offiziell anbieten.

Şahin: Warum geweint?

Aigner: Sie hatten viele Symptome: Ich komme nicht in Kontakt mit Frauen, ich hatte noch nie Sex, ich komme nicht klar mit meiner Freundin, ich bin geschieden und habe mich noch nie wie ein Mann gefühlt. Sie haben ein Männergespräch gesucht, das ihnen hilft, sich zu orientieren.

Şahin: Was ist denn bitte ein Männergespräch?

Aigner: Das ist ein Sozialabgleich unter Geschlechtsgenossen. Die Gespräche haben etwas Brüderliches oder Väterliches ...

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Şahin: Wow, wow, wow! Mo-ment! Das klingt wie eine Burschenschaft. Das ist ja wie eine heteronormative Besetzung von traditionellen Geschlechterrollen aus dem Lehrbuch. Glaubst du, deinen Job könnte eine Frau nicht machen?

Aigner: Nicht in der gleichen Art und Weise.

Şahin: Na! Ich glaube schon.

Aigner: Ja?

Şahin: Ich habe männliche Freunde, mit denen ich viel über Sex, Frauen und so weiter rede. Das ist doch etwas Menschliches, nichts Geschlechtliches.

Aigner: Und dennoch haben Männer zu Männern einen anderen Zugang.

Şahin: Du sagst, ich kann das besser, weil ich ein Mann bin ...

Aigner: Habe ich nicht gesagt.

Şahin: Sondern?

Aigner: Ich habe gesagt, Frauen können es nicht in der gleichen Art und Weise.

Şahin: Damit unterstellst du doch der Frau, dass die es nicht so gut kann.

Aigner: Nein, hör mir genau zu, bitte.

Şahin: Was du da beschreibst, ist das Patriarchat. Deswegen sind wir da, wo wir jetzt sind. Die ganze Gesellschaft ist so gestrickt, dass man sagt: Das geht nur unter Männern. So werden Jungs erzogen: Sei ein echter Mann! Solange es solche traditionellen Geschlechterkonstruktionen gibt, solange Männer lernen, dass sie eine bestimmte "Männlichkeit" vorweisen müssen, können diese Schwanzstrukturen nicht aufgebrochen werden.

Aigner: Die meisten Männer wollen längst gleichberechtigt auf Augenhöhe mit Frauen sein. Aber sie haben auch urinstinktliche Gefühle, wo sie sich mit Geschlechtsgegnossen leichter identifizieren und sich so mehr verstanden fühlen. Es bringt keinen weiter, das zu leugnen.

SPIEGEL: Haben Sie Männer, die Ihnen sagen: Vor dem Feminismus war alles einfacher?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aigner: Nein. Aber eine Sehnsucht nach Einfachheit führt dazu, dass Männer manchmal alten Geschlechterrollen nachtrauern.

Şahin: Und was sagen Sie denen dann?

Aigner: Die Welt ist nicht mehr so. Aus. Ende. Verabschiedet euch davon. Aber ich akzeptiere auch, dass sie diese Sehnsucht haben und verurteile sie nicht. Ich lege ihnen nahe, dass Bandbreite, Flexibilität und Gelassenheit die Werkzeuge für die heutige Welt sind.

Şahin: Das kann ich als Frau auch ...

Aigner: Hör mal zu ...

Şahin: Ey: was? Andauernd sagt der "Hör zu". Das ist eine Maßregelung. Ich sitze direkt vor dir, sehe dich an, und du sagst: "Hör mal zu." Das ist männlich-dominantes Verhalten, merkst du das überhaupt?

Aigner: Du hast vorhin gesagt: "Verstehst du, was ich meine?", und teilst auch sonst ganz schön aus. Das ist deiner Logik nach auch männlich-dominantes Verhalten. Aber wenn Frauen das an den Tag legen, gibt's Applaus ...

Şahin: Von wem?

Aigner: ... und wenn Männer so etwas bringen, ist sofort der Verdacht da: Der ist ein Macho oder Täter.

Şahin: Na. Du applaudierst mir ja gerade nicht.

Aigner: Alles gut, du bist super.

Şahin: Du musst mich nicht super finden.

Aigner: Ich weiß, aber ich darf dich super finden.

Şahin: Kann es sein, dass du harmoniebedürftig bist? Du musst mich nicht anschleimen!

Aigner: Ich bestehe darauf, dich super zu finden. Und ja: Frauen und Männer mag ich wirklich viel lieber harmonisch miteinander statt gegeneinander.

Şahin: Übrigens auch interessant, wie wir hier alle sitzen, oder?

Alle schauen sich um, niemandem fällt auf den ersten Blick etwas auf.

Şahin: Alle drei Frauen im Raum sitzen brav mit übereinandergeschlagenen Beinen und machen sich klein. Und du sitzt da so breitbeinig.

Alle schauen sich nun gegenseitig an: Sie hat recht.

Şahin: Als ob die Welt dir gehört, schön immer viel Platz einnehmen ... Das spiegelt übrigens auch dein Verhalten wider.

Aigner: Ich kann gut damit leben, dass du mir Absichten unterstellst, die ich nicht habe. Jedenfalls sehe ich hier keine Frauen sitzen, die sich klein machen. Im Gegenteil.

John Aigner trifft Thomas Meinecke

"Als ob wir alle Vergewaltiger wären"

Die beiden kennen sich nicht. Sie kommen nicht miteinander ins Gespräch, sondern warten auf die Eingangsfrage.

SPIEGEL: Wolfgang Kubicki erzählte, dass eine Frau nicht wollte, dass er ihr die Tür aufhält. Später habe die gleiche Tür geklemmt – er habe dann danebengestanden und nicht geholfen.

Meinecke: Ach, das ist doch so ein dummer Stammtischwitz. Höhö, an die Tür, da hätte ein Mann rangemusst. Jemand, der so was rumerzählt, ist ein Arsch. Niemand ist dafür, dass in der Gesellschaft funktionierende Muster komplett aufgekündigt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

werden, natürlich kann man jemandem, der eine Tür nicht aufkriegt, helfen. Aber dann daran festmachen zu wollen, dass das Leben nun ein Kampf sei, ist genau die Art von Männlichkeit, die ich ablehne.

Aigner: Es wird kein Patentrezept für den Umgang zwischen Mann und Frau geben, ich glaube, das will auch keiner. Ich frage inzwischen einfach: Darf ich Ihnen die Tür aufhalten? Darf ich dir helfen? Ist doch alles nicht so kompliziert.

SPIEGEL: Ist die Welt für Männer nicht komplizierter als vor 20 Jahren?

Aigner: Doch, natürlich. Ich gehöre tendenziell zu den Gentlemen der alten Schule, kenne viele Frauen, die es lieben, auf Händen getragen zu werden. Ich nehme jetzt wahr, dass das für manche Situationen nicht mehr stimmig ist, und lasse es dann einfach. Andere Männer fühlen sich schon fast hexenverfolgt in ihrem gut gemeinten "Ich möchte ihr ja eigentlich nur ein Kompliment machen". Das finde ich schade und unnötig.

Meinecke: Es schadet uns doch nicht, es nach Tausenden Jahren Patriarchat mal anders zu machen. Ich habe ein Buch geschrieben, in dem ich auf das Wort "man" komplett verzichtet habe. Ein Experiment. Später sagte mir die Feministin Silvia Bovenschen, ich sei übers Ziel hinausgeschossen. Dann bin ich das eben. Der Mann hat die privilegierte Position in dieser Welt. Wir können uns also die Zeit nehmen, mal nachzudenken. Aber vier Fünftel unserer Geschlechtsgenossen wollen lieber das bequeme Konstrukt verteidigen. Ich fände es okay, wenn man jetzt 200 Jahre lang Professorinnen statt Professoren sagt, nachdem es 200 Jahre lang andersrum war.

Aigner: Ich glaube, dass die dogmatische Bestimmung von Sprache eine Katastrophe ist. Mit zu vielen Sternchen, Schrägstrichen und zu vielen "Oh, das darf man aber so nicht sagen" macht man höchstens die Leute verrückt und erreicht als Reaktion das Gegenteil von Toleranz. Das muss organisch aus der Gesellschaft heraus wachsen und nicht mit Political Correctness erzwungen werden.

Meinecke: Klar ist das eine ziemliche Zumutung für viele Leute, aber man kann auch die Gunst der Stunde nutzen, dass es jetzt überhaupt eine Sensibilisierung gibt. Manche Typen werden dann irgendwo abzweigen, ist schon klar. Die bleiben in ihrem Neandertal ...

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aigner: Höhlenmenschen, bleibt in euren Höhlen, oder wie?

Meinecke: Das klingt polemisch, aber ich meine es auch so. Ich habe mal gesagt, dass das Wort "Mann" ein Schimpfwort für mich ist. Das ist etwas plakativ, aber im Grunde bleibe ich dabei.

Aigner: Das halte ich für fatal. Die Hälfte der Bevölkerung sind Männer. Wenn das Wort "Mann" ein Schimpfwort wird, werden sich Männer zu Recht in die Ecke gestellt fühlen und nichts mehr zur Verständigung von Männern und Frauen beitragen.

Meinecke: Haben sie bislang auch kaum.

Aigner: Als ob wir alle Vergewaltiger wären oder Typen, die Frauen kleinhalten wollen. Ich bin dafür, dass wieder mehr über Männer berichtet wird, die absolut großartig sind. Die fantastische Väter sind, die sich den Arsch aufreißen für ihre Frauen, Familien und die Gesellschaft. Das ist in meiner Wahrnehmung die große Mehrzahl der heutigen Männer. Ich bin ja bei Ihnen: Die Welt hat sich geändert, muss sich weiter ändern, gut so. Aber zu sagen, alle Männer sind Neandertaler, finde ich arrogant und kontraproduktiv.

Meinecke: Denen geht es ja nicht schlecht in ihrem Neandertal. Ich werde sie ja nicht dort einknasten ...

SPIEGEL: Um was beneiden Sie Frauen?

Aigner: Neid ist nicht ganz das richtige Wort. Ich würde aus Neugier sehr, sehr gerne ein paar Tage eine Frau sein, vielleicht auch neun Monate, um zu erleben, wie es ist, ein Kind auszutragen.

Meinecke: Bei Neid fällt einem natürlich gleich Penisneid ein, insofern finde ich es gut, den Mann zu fragen, worum er die Frauen beneidet. Ich bin Einzelkind und hatte bei meiner eigenen Tochter erstmals die Chance mitzukriegen, wie das ist, eine Mädchenexistenz. Mädchen wachsen freier auf als Jungs, sie sind meist unbeleckt von Gewaltszenarien und dem Druck, der Stärkste sein zu müssen.

SPIEGEL: Wenn Sie wählen müssten: Würden Sie lieber in einer Welt voller Frauen oder in einer Welt voller Männer leben?

Meinecke: Da brauche ich gar nicht nachzudenken: Frauen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aigner: Ganz klar: Männer.

SPIEGEL: Dann würden Sie beide in ganz verschiedenen Welten leben.

Meinecke: In gewisser Weise tun wir das ja auch jetzt.

Wie lebt es sich in Deutschland als Mohammed?

Am Abendbrottisch mit ... Mohammeds

Von Johannes Gernert und Viktoria Morasch, Die Zeit, 25.01.2018

In einem arabischen Restaurant in Berlin-Mitte treffen sich vier Männer, die ein besonderer Vorname verbindet. Der Schauspieler Mohamed Achour, 38, ist aus Köln angereist. Der syrische Rapper Mohammad Abu Hajar, 31, hatte es nicht weit, er wohnt in Berlin. Genau wie Mohamad Hajjaj, 31, der Berliner Landesvorsitzende des Zentralrats der Muslime. Und dann ist da noch Ari Dillmann, 39. Er hieß früher Mohamad Khidir Mohamad und arbeitet als Friseur in München. Der Schauspieler bestellt Bier, der Rapper Anisschnaps, der Friseur Weißwein und der Mann vom Zentralrat einen Tee mit Minze. Die Getränke sind noch nicht serviert, da diskutieren schon alle.

Mohamed Achour: Mich interessiert total, was ihr für Geschichten mit eurem Namen erlebt habt. Ob die ähnlich sind wie meine oder nicht.

DIE ZEIT: Reden Sie sonst nicht über die Erfahrungen mit Ihrem Namen?

Achour: Schon, aber nicht mit anderen Mohammeds. Es gibt einen Theaterabend, da spreche ich einen Monolog, in dem es um den Namen geht. Auf der Bühne stehen Gläubige verschiedener Religionen – und drei, vier Schauspieler, die die säkulare Welt repräsentieren. Ich bin auf der Bühne und im Leben irgendwie dazwischen. Ich bin zwar nicht gläubig, aber ich bin halt Mohamed.

Mohamad Hajjaj: Der Name kann eine Bürde sein.

Achour: Bist du gläubig?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hajjaj: Ja, ich bin Landesvorsitzender des Zentralrats der Muslime in Berlin. Aber ich wurde nicht gläubig erzogen. Erst in Deutschland wurde ich religiös, das war so eine Art Identitätssuche, ein Empowerment.

Achour: Wo bist du geboren?

Hajjaj: In einem Flüchtlingslager im Libanon. Als ich fünf war, kam ich nach Deutschland. Ich habe Abitur gemacht, studiert, und jetzt leite ich eine Antidiskriminierungsorganisation in Berlin-Wedding.

ZEIT: Mohammed ist der häufigste Name der Welt.

Hajjaj: Mohammed und alle seine Variationen: Mahmut, Mustafa, Hamada ...

ZEIT: Wie geht es Ihnen damit, Mohammed zu heißen?

Hajjaj: Gut. Obwohl ich weiß, und da gibt es auch Studien, dass Menschen mit muslimisch klingenden Namen häufig diskriminiert werden, auf dem Wohnungsmarkt etwa. Mohamad zu heißen, für mich ist das ein Kampf um Anerkennung.

ZEIT: Wie ist es mit den anderen?

Abu Hajar bittet um stilles Wasser, um seinen Anisschnaps zu mischen.

Mohammad Abu Hajar: Ich bin in Syrien aufgewachsen, habe also 25 Jahre im Nahen Osten gelebt. Die Hälfte meiner Klasse hieß Mohammed! Als Kind nervt das. Später hat der Name genervt, weil ich Atheist bin. Alle fragten: Mohammad, betest du? Mohammad, du trinkst? Mohammad, du isst während des Ramadan? Challas! Es reicht! Ich wollte den Namen loswerden.

ZEIT: Und heute?

Abu Hajar: Ich kam vor zwei Jahren nach Deutschland. Hier bin ich plötzlich für alle Mohammad, der Muslim, egal, wie viel ich trinke. Als ich im Krankenhaus war, habe ich den Leuten gesagt: Ich bin Mohammad, aber nicht der, der du glaubst. Und sie haben mir trotzdem kein Schweinefleisch gegeben. Ich dachte: Ich will mein Steak!

Hajjaj: Das ist ein guter Punkt. Es geht gar nicht um tatsächliche Religiosität, sondern um zugeschriebene. Wer Mohammed heißt, hat religiös zu sein. Im Grunde ist das rassistisch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Abu Hajar: Ich würde den Namen gern vom Islam loslösen. Mohammed hieß so, bevor er Prophet wurde. Der Name ist also nicht islamisch, sondern arabisch. Und Arabersein ist Teil meiner Kultur.

Die Vorspeisenteller kommen: Hummus, Taboulé, gefüllte Weinblätter. Alle vier, egal, ob in Deutschland geboren, im Irak oder in Syrien, sprechen Arabisch mit dem Kellner.

ZEIT: Herr Dillmann, Sie haben den Namen Mohamad abgelegt.

Ari Dillmann: Ich bin in Nadschaf im Südirak geboren. Da als Mohamad aufzuwachsen war nicht einfach. Denn einen in Nadschaf geborenen Mohamad gibt es nicht. Dort heißt man entweder Ali oder Hussein oder Hassan.

Achour: Weil dort Schiiten leben, für die Ali der Nachfolger Mohammeds ist.

Dillmann: Genau. Mit 17 zog ich in den Iran. Mohamad aus Nadschaf – die Leute dachten, ich sei ein Agent. Vom Iran bin ich in die Türkei. Dort hieß es: Mohamad? Nein, ab heute heißt du Mehmet. Dann in Griechenland: kein Bedarf an Mohamads. In der Schweiz, in Deutschland, immer dasselbe: Ich kriegte keine Jobs.

Hajjaj: Und deshalb hast du deinen Namen geändert?

Dillmann: Ja.

ZEIT: Heute wohnen Sie in München. In einem Interview haben Sie gesagt, dass dort mit einem Mohammed niemand in den Biergarten geht. Ist das nicht ein bisschen übertrieben?

Dillmann: Doch, ist so. Deshalb habe ich meinen Namen irgendwann verheimlicht. Keiner meiner Freunde wusste, dass ich Mohamad heiße. Für den einen hieß ich Alex, für den anderen Martin ...

ZEIT: Sie haben sich auf einer Datingplattform Robin genannt und so Ihre Frau kennengelernt. Warum Robin?

Dillmann: Das war spontan. Bei unserem zweiten Treffen habe ich meinen Ausweis auf den Tisch gelegt. Sie hat gesagt: Du hast mich belogen. Ich habe gefragt: Wärs du denn gekommen? Sie hat überlegt: Nein. Dann hat sie mich sofort nach

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

meinen Ansichten befragt. Ich habe gesagt: Schau mal, da ist mein Schrank voller Wein. Ich esse Schweinefleisch. Ich habe mit der Sache nichts zu tun.

Hajjaj: Ist Assimilation wirklich die Lösung des Problems?

Dillmann: Für mich ja.

Hajjaj: Der Rassismus in der Gesellschaft ist dann aber immer noch da. Und du akzeptierst das, indem du dich ihm beugst.

Dillmann: Wieso gibt es überhaupt so viele Mohammeds? Wenn der Mann so heilig ist, dann reserviert den Namen doch für ihn!

Abu Hajar: Hier in Deutschland stelle ich mich immer mit Vornamen vor: Ich heiße Mohammad, ich habe eine eigene Persönlichkeit, und gleich zeige ich sie dir. Ich werde meinen Namen nicht ändern. Du musst mich akzeptieren. Das hier soll doch eine moderne, kosmopolitische Gesellschaft sein, oder? Aber viele denken: Mohammed ist Muslim, gewalttätig, frauenfeindlich und antisemitisch. Bei Paolo ist das anders. Paolo kann vegan sein.

Achour: Wie heißt du jetzt eigentlich?

Dillmann: Ari.

Hajjaj: Warum nicht Wolfgang?

Dillmann: Ich bin kein Deutscher. Ari ist ein typisch kurdischer Name. Ich hieß vorher ja doppelt Mohamad: Mein Vorname war Mohamad, mein Nachname war Mohamad. Und meine Kinder hießen auch so mit Nachnamen! Ich wollte nicht, dass sie erleben, was ich erlebt habe.

ZEIT: Passt man sich vollkommen an, wenn man seinen Namen ändert? Wie sehen Sie das, Herr Achour?

Achour: Ich glaube, ja. Du, Ari, gehst dem Konflikt aus dem Weg und willst nicht warten, dass die Gesellschaft sich ändert. Was völlig legitim ist. Ich persönlich finde es aber wichtig, den Kampf anzunehmen, genauso wie den Namen – weil er zu mir gehört.

Dillmann: Verzeihung, der Name gehört Muslimen. Nicht mir. Egal, wo ich hingehe, ins Hotel, zur Bank, immer muss ich den Namen vorzeigen. Und wenn du

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gerade noch fünf Sterne an der Schulter hattest, fallen in diesem Moment vier davon ab. Wie lange soll ich das ertragen? Für mich ist ein Name wie ein Kleidungsstück.

Hajjaj: Das heißt, wenn er dir nicht gefällt, ziehst du ihn aus.

Dillmann: Richtig! Dieser Name passt mir nicht. Wieso hängt ihr so an eurem Namen?

Abu Hajar: Wenn ich akzeptiere, dass sie Mohammed hier nicht mögen, akzeptiere ich, dass sie Jesus in Syrien nicht mögen. Ari, manche Kurden in Syrien müssen ihre Namen verleugnen. Eine Zeit lang waren kurdische Namen ganz verboten. Und wir haben dagegen gekämpft.

Hajjaj: Wenn du deinen Namen änderst, akzeptierst du Rassismus.

Dillmann: Ich akzeptiere Rassismus nicht. Aber warum diese religiösen Namen? Wieso?

Achour: Das ist doch in Deutschland nicht anders, die heißen auch Matthias und Lukas.

Dillmann: Aber hier ist das nicht mehr religiös. Wer geht in Deutschland noch in die Kirche?

Achour: Das ist auch einfach Tradition.

Dillmann: Tradition! Aber bei uns ist es Liebe zu Mohammed.

Hajjaj: Auch Mohammed ist Tradition! Ich wurde nach meinem Großvater benannt. Das ist bei den meisten Arabern so. Hätte man mich als Zehnjährigen gefragt: Wer ist Mohammed?, hätte ich gesagt: Keinen Plan, mein Opa.

Abu Hajar: Alle meine Brüder haben säkulare Namen. Ich sollte eigentlich Fedi heißen. Ein paar Monate vor meiner Geburt ist mein Großvater gestorben. Dann wurde ich nach ihm benannt.

ZEIT: Denken Sie manchmal, verdammt, Fedi wäre besser gewesen?

Abu Hajar: Früher ja. Aber um in Syrien deinen Namen zu ändern, musst du deinen Vater verklagen. Das wollte ich meinem nicht antun. Er saß sechs Jahre als politischer Gefangener in Assads Gefängnis.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ZEIT: Was passiert, wenn man sich in Deutschland als Mohammed vorstellt? Wie reagieren die Leute?

Hajjaj: Ich war mal bei einer Vorlesung über Martin Luther, mit Kapuzenpulli und Käppi und habe mich vorgestellt: Mein Name ist Mohamad Hajjaj, ich habe eine Frage an den Professor. Er war total perplex, dass jemand, der so aussieht wie ich, der so heißt wie ich, auf so einem Niveau mit ihm diskutieren kann. Ihm sind die Worte im Hals stecken geblieben. Ich weiß nicht, ob ich das positiv aufnehmen soll oder nicht.

Dillmann: Wie viele Mohammeds beschäftigen sich mit Martin Luther?

Hajjaj: Ich glaube, sehr viele.

Dillmann: Ich glaube, sehr wenige.

Hajjaj: Wie viele Martins beschäftigen sich damit?

ZEIT: Herr Achour, welche Mohammed-Momente haben sich bei Ihnen eingepägt?

Achour: Mein ganzer Eintritt in den Beruf. Vor der Schauspielschule war ich Deutscher. Ich bin in München geboren, in Hannover aufgewachsen. Dann bin ich nach Leipzig gezogen. Die Schauspiel-Dozenten haben mir geraten, meinen Namen zu ändern. Du wirst es schwer haben, sagten sie. Mein erstes Gespräch mit dem Intendanten des Kölner Theaters ging so los: Hallo, Ahmed! Ich war perplex. Monate später dann bei einer Probe: Ahmed, kommst du mal nach vorne? Ahmed, stell dich mal ins Licht. Ahmed, und jetzt sag deinen Text. Das hat mich so gelähmt, ich konnte nicht sagen: Ich heiße Mohamed!

Hajjaj: Hast du dich für deinen Namen geschämt?

Achour: Ich hab mich dafür geschämt, dass mich das überhaupt berührt. Es könnte natürlich auch sein, dass es einfach eine Verwechslung war, so wie Peter statt Jens. Aber bei mir hat das wahnsinnig viel aufgemacht. Ali und Ahmed, so hat man uns – dieses vermeintliche uns – in den Achtzigern und Neunzigern genannt. Und auf diese Taste des Fremdfühlens hat das natürlich gedrückt.

ZEIT: Hatten Ihre Dozenten Sie also zu Recht gewarnt?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Achour: Die klassischen Theaterrollen gibt es nicht für Mohammed. Und im Fernsehen ist es eh klar: Mohammed ist der Kioskmann, der Obstverkäufer, der kleine Muck. Inzwischen darf ich manchmal akzentfrei sprechen. Vielleicht ist der einzige Weg für jemanden wie mich, akzeptiert zu werden, wenn mir mal erlaubt würde, einen Nazi zu spielen. Dann wäre ich komplett drin im Alman-Game.

ZEIT: Haben Sie als Mohammeds eigentlich Spitznamen?

Hajjaj: Es gibt im familiären Bereich eine klassische Abkürzung, Hamudi.

Achour: Aber das erzählst du keinem.

Hajjaj: Hamudi, das ist so was wie Mohammedchen, eine Verniedlichung. Und dann gibt's noch Hamada, je nach Land. In Ägypten sagt man auch Midu.

ZEIT: Und in Deutschland?

Hajjaj: Hier sagen einige Mo.

Achour: Das finde ich so ätzend. Wenn mich jemand Mo nennt, sage ich: Ich bin doch keine Comicfigur oder so ein cooler Dude, der um die Ecke biegt.

ZEIT: Kann Mohammed sexy sein als Name?

Abu Hajar: Eher in Deutschland als in Syrien. Hier gibt es viele Migrantenliebhaber. Die lieben dich, gerade weil du Mohammed heißt.

Achour: Gegenfrage: Was ist ein sexy Name?

Hajjaj: Juan.

ZEIT: Haben Sie Vorurteile gegenüber Kevins?

Hajjaj: Ich kenne Leute, die Kevin heißen, ich hab kein Problem mit denen.

Achour: Ich hab natürlich Vorurteile, wie jeder Mensch. Aber wegen eines Namens? Das ist mir zu simpel.

ZEIT: Wenn Sie sich einen deutschen Namen aussuchen müssten, welchen würden Sie nehmen?

Dillmann: Oliver.

ZEIT: Warum?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dillmann: Gefällt mir einfach.

ZEIT: Haben Sie sich schon mal Oliver genannt?

Dillmann: Klar, auf meiner Flucht, in Griechenland.

Abu Hajar: Ich würde mich Horst nennen. Weil ich dann auch diskriminiert würde, aber weil ich so weiß und alt bin. Im Integrationskurs muss ich manchmal Briefe schreiben und mir Namen ausdenken. Dann nehme ich immer Horst und Alfredine.

Hajjaj: Ich mag die klassischen Namen: Alexander, Johannes, Michael.

Achour: Ich würde mich Hermann nennen. Deutscher geht's schon fast nicht. Es gibt dieses Drama von Kleist, Die Hermannsschlacht, das ist so ein deutscher Urmythos.

Hajjaj: Das war die Schlacht am Teutoburger Wald, da hat Arminius, oder eben: Hermann, die Römer geschlagen.

Achour: Der ist schon wichtig, der deutsche Hermann.

ZEIT: Das klingt alles sehr ironisch.

Achour: Ja, natürlich, die Frage kann ich nicht unironisch beantworten. Ich kann mir keinen deutschen Namen aussuchen und mich damit gut fühlen.

Dillmann: Hast du wirklich nie über einen anderen Namen nachgedacht?

Achour: Vielleicht als Kind. In meiner Jugend habe ich mich extrem gegen alles Arabische gewehrt. Klassische Assimilation.

ZEIT: 2016 war Elias der beliebteste Jungename in Deutschland. Wie finden Sie den?

Hajjaj: Ich wollte meinen Sohn Elias nennen, meine Frau ist gerade schwanger. Aber sie sagt: Nein, jeder Zweite nennt seinen Sohn so. Jetzt wird er vielleicht Noah heißen.

ZEIT: Wie heißen Ihre Kinder, Herr Achour?

Achour: Edith und Josef.

ZEIT: Das ist sehr deutsch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Achour: Auf jeden Fall – Identifikation mit dem Aggressor. Wenn jemand sagt, ich nenne meine Kinder Ali und Aisha, finde ich das bewundernswert. Aber ich selbst möchte das nicht. Außerdem habe ich eine deutsche Frau.

ZEIT: Wie heißen Ihre Kinder, Herr Dillmann?

Dillmann: Evin und Elin, das sind kurdische Namen.

Achour: Schön!

ZEIT: Haben Sie Kinder, Herr Abu Hajar?

Abu Hajar: Nein. Sie würden aber Horst und Alfredine heißen.

Achour: Dann verklagen sie dich!

Abu Hajar: Oder ein Mix aus beiden Sprachen, so was wie Asil Silke. Ein Doppelname.

Achour: Darüber habe ich auch nachgedacht, aber ich bin so weit entfernt von der arabischen Kultur. Andererseits auch nicht, weil sie mir immer von anderen auferlegt wird.

Abu Hajar: Deswegen sind wir ja auch gerade hier.

ZEIT: Herr Hajjaj, Sie sind der Einzige in der Runde, der religiös ist. Tragen Sie den Namen nicht auch mit Stolz?

Hajjaj: Ich weiß nicht, ob man einen Namen mit Stolz tragen kann, ich habe ja nichts für ihn getan.

ZEIT: Anders gefragt: Sind Sie froh, den Namen des Propheten zu tragen?

Hajjaj: Das ehrt einen. Ich setze generell einen hohen moralischen Anspruch an mich selbst, das könnte unterbewusst auch mit meinem Namen zu tun haben.

ZEIT: Bezieht jeder Mohammed den historischen Mohammed irgendwann in sein Leben ein?

Abu Hajar: Ich habe viel über ihn gelesen, aber nicht wegen meines Namens. Die anderen wissen das vielleicht: Man spricht den Namen des Propheten auf Hocharabisch und den aller anderen Mohammeds umgangssprachlich aus – das klingt unterschiedlich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Deswegen ist mein Name für mich gar nicht so eng mit der historischen Figur verbunden.

Der Kellner will die Vorspeisen abräumen. Aber die Teller sind noch voll. Nach einer längeren Unterredung auf Arabisch geht er wieder.

Abu Hajar: Ich glaube, wir müssen hier langsam raus.

ZEIT: Wie war das für Sie am 11. September, als Sie gehört haben, dass der Attentäter Mohammed heißt?

Achour: Im Prinzip ging es da los, dass ...

Hajjaj: ... aus Ausländern Muslime wurden.

Achour: Man hatte einen neuen Feind gefunden. Und heute ist die Stimmung in Deutschland aufgeheizt.

Dillmann: Vom 11. September an hatte ich jeden Tag Kunden, die zum Haarschneiden kamen und fragten: Wie ist das jetzt mit Saddam Hussein im Irak? Unterstützt er den Terrorismus oder nicht?

Achour: Das ist das Allermühsamste.

Hajjaj: Diese Sippenhaft.

Achour: Manchmal ist das echtes Interesse, manchmal Tollpatschigkeit, manchmal latenter Rassismus.

Dillmann: Die dachten: Dieser Friseur, zu dem gehe ich seit Jahren, und haben sich getraut zu fragen. Das ist auch okay. Aber 15 Kunden am Tag?

ZEIT: Haben Sie sich eine Antwort zurechtgelegt?

Dillmann: Ich habe immer gesagt: Ich habe keinen Fernseher.

ZEIT: Ist es mit dem Erfolg der AfD schwieriger geworden, in Deutschland Mohammed zu heißen?

Dillmann: Kann ich nicht beurteilen.

Achour: Stimmt, du bist ja raus! Das ist geil. Aber soll ich euch sagen, was viel schlimmer war? Köln war viel schlimmer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dillmann: Die Sache mit dem Hauptbahnhof.

Achour: Danach im Supermarkt in der Schlange zu stehen und eine Frau anzugucken war nicht möglich, ohne die ganze Zeit zu denken: Ach du Scheiße, was denkt die jetzt, was ich für ein Typ bin? Vielleicht war das in anderen Städten anders.

Abu Hajar: Es ist in Berlin genauso, glaub mir.

Achour: Das ist ein Narrativ, das die Rechten füttern: der orientalische Mann, der nicht fähig ist, seine Sexualität zu kontrollieren. Uns Muslime sehen die Leute als die anderen. Uns Muslime sag ich schon, guck mal, ich bin ja gar kein Muslim.

Der Kellner kommt wieder und mustert die halb vollen Teller, er wirkt ungeduldig.

ZEIT: Herr Dillmann, es war sehr schwierig, den Namen Mohamad loszuwerden. Wie genau lief das?

Dillmann: Als ich zu den Behörden ging, haben sie mich anfangs immer weggeschickt. Eines Tages liest dann ein Kunde den Spiegel, während ich seine Haare schneide. Da ist ein Bild von Willy Brandt. Er sagt: Der hat auch seinen Namen geändert. Ich bin zum Standesamt und habe gesagt: Willy Brandt konnte seinen Namen ändern, warum ich nicht?

ZEIT: Willy Brandt wurde als Herbert Frahm geboren.

Dillmann: Die haben dann gesagt: Der war Bundeskanzler. Und ich: Ich bin Friseur. Ich war in jeder freien Minute dort, die kannten mich alle. Und immer haben sie mir die Tür gezeigt. Alex, Michael oder Thomas hätten es bestimmt leichter gehabt.

Hajjaj: Nein, nein, ist nicht so. Ich habe Jura studiert. Du brauchst einfach einen plausiblen Grund.

Dillmann: Dann hatte ich einen Schlaganfall und konnte kaum mehr sprechen. Eines Tages bin ich auf dem Standesamt zufällig dem Leiter in die Arme gelaufen. Bis ich Hallo sagen konnte, hat es fünf Minuten gedauert. Ich habe einen Zettel genommen und angefangen zu schreiben. Er ging mit mir in sein Büro. Ich habe geschrieben und geschrieben. Er stand auf und sagte: Unmöglich ist es nicht. Da bin ich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zusammengebrochen. Wie ein Kind. Das war eine Hoffnung! Mit einem Anwalt hat es dann geklappt. Nach acht Jahren.

Abu Hajar: Acht Jahre? Allahu Akbar!

Achour: Und was hat dir das gebracht?

Dillmann: Ich fühle mich wie neu, wie neu! Entschuldigung, dass ich das hier mit Herz und Seele erzähle.

Abu Hajar: Die deutsche Bürokratie ist für mich Grund genug, meinen Namen nicht zu ändern.

Dillmann: Das Problem war auch: Die wollten Mohamad eindeutschern.

Achour: Und was wäre das dann?

Dillmann: Ich weiß nicht, Mohamadmann? Das hat Monate gedauert.

Hajjaj: Es geht darum, dass Mohamad akzeptiert wird!

Achour: Und die Frage ist, wie man das erreicht. Ich glaube, nicht darüber, dass man sich als Opfer von Rassismus labelt, sondern dass man versucht ...

Hajjaj: ... sich zu empowern!

Achour: Genau. Man muss Selbstbewusstsein entwickeln.

Dillmann: Oder wir müssen anders auftreten. Wir kommen hierher, der Arbeitgeber überlegt sich: Lassen die sich im Ramadan alle krankschreiben?

Hajjaj: Unserem Verband gehören zehn muslimische Gemeinden an. Nicht ein Einziger hat sich jemals krankschreiben lassen im Ramadan.

Dillmann: Ich kenn keinen, der das nicht tut. Es ist so: Wenn man in einem Haus lebt, gibt es bestimmte Regeln. Ganz einfach.

Abu Hajar: Wenn mir diese Regeln nicht passen, werde ich sie nicht akzeptieren.

ZEIT: Sie haben die bayerischen Integrationswerte ziemlich gut verinnerlicht, Herr Dillmann.

Achour: Das ist schon übertrieben, Ari. Du verkennst einen Teil deiner selbst.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dillmann: Ich war immer mit meinen Ansichten allein. Auch jetzt, ich habe keinen Kontakt zu meiner Familie wegen der Namensänderung. Danach standen Salafisten vor meinem Laden, die Zeitungsartikel über mich gelesen hatten. Ich musste meinen Facebook-Account löschen, weil ich so viel Hass abbekommen habe.

Hajjaj: Suchst du den Kontakt zu deiner Familie?

Dillmann: Ja, aber meine Familie erwartet, dass ich jeden Tag in die Moschee gehe. Das will ich nicht.

Der Kellner beginnt jetzt einfach, den Tisch abzuräumen.

Hajjaj: Man muss die Akzeptanz für Vielfalt schärfen. Das Problem ist doch: Wir wollen Einfalt in Deutschland.

Achour: Aber die Idee von Vielfalt ist doch gescheitert. Wenn man jetzt so marketingmäßig denkt ...

Hajjaj: Deutschland war immer ein Vielvölkerstaat. Auch wenn das manche nicht gerne hören.

Abu Hajar: Ich finde, irgendwann muss Mohammed ein deutscher Name werden. Solange die Leute, die Mohammed heißen, Deutsche sind.

Achour: Ich bin Deutscher und heiße Mohamed.

Das Evangelium nach Ralph

Der evangelikale Prediger Ralph Drollinger leitet den mächtigsten Bibelkreis der Erde. Jede Woche gibt er einen Glaubenskurs für die Minister von US-Präsident Donald Trump. Drollinger glaubt, dass Gott die Erde in sechs Tagen schuf, hält Homosexuelle für Sünder und die Todesstrafe für christlich. Sein nächstes Ziel: Deutschland.

Von Lucas Wiegemann, Welt am Sonntag, 29.10.2017

Der Capitol Hill Club ist Washingtons wichtigster Treffpunkt für Politiker der Republikanischen Partei. Er liegt in einem weißen Townhouse mit einem langen, grünen Baldachin über dem Eingang, einen Block vom Kapitol entfernt. Es ist eine geschlossene Gesellschaft. Nur Mitglieder und geladene Gäste haben Zutritt, und Mitglied kann nur werden, wer zuvor von zwei Mitgliedern vorgeschlagen wurde.

„A home away from home“, so wirbt der Club, ein geschützter Raum für all die Mandatsträger in Washington, deren Zuhause zum Teil Tausende von Kilometern entfernt ist. Hier, unter den Augen in Öl gemalter Nixon-, Bush-, und Reagan-Porträts, können sie sich zu vertraulichen Gesprächen zurückziehen. Die Dichte an republikanischen Abgeordneten, Senatoren und Ministern, gepaart mit größtmöglicher Diskretion, macht den Capitol Hill Club zugleich zu einer der beliebtesten Adressen für Washingtons Heer der Lobbyisten.

Besucher, die die braune Flügeltür durchschreiten, gelangen in eine Empfangshalle mit tiefem Teppich und müssen sich zunächst rechts an der Rezeption melden, bevor sie in einen der Korridore abbiegen oder die von zwei geschnitzten Elefanten eingerahmte Treppe hinaufsteigen dürfen. Es ist ein Mittag im Oktober. Weiße Männer und weiße Frauen in dunklen Anzügen oder Kostümen schreiten tuschelnd in der Lobby auf und ab, oder sie warten in dicken Lederfauteuils auf ihre Verabredung. Auch zwei Schwarze sind zu sehen, der Security-Mann am Eingang und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ein Schuhputzer. Auf einem Foto neben der Rezeption sieht man Donald Trump, der Neuankömmlingen fröhlich einen Daumen entgegenstreckt, als wollte er ihnen gratulieren, schon so tief ins Herz der Macht der Vereinigten Staaten vorgedrungen zu sein.

„Mr. Drollinger speist normalerweise im großen Saal im ersten Stock zu Mittag“, sagt die Dame an der Rezeption. „Sie können einfach hochgehen und schauen, ob er schon da ist.“

Oben führt eine Platzanweiserin an einen runden Tisch in der hintersten Ecke des Saals. Ralph Drollinger ist tatsächlich schon da, in Begleitung seiner Ehefrau Danielle. Beide erheben sich höflich zur Begrüßung. Drollinger wirkt geradezu unwirklich groß. 2,18 Meter sei er als junger Mann gewesen, sagt er, damals, als er noch in der NBA gespielt hat. Heute, mit 63, ist es angeblich ein bisschen weniger. Wenn er sagen würde, seit seiner NBA-Zeit sei er noch einen Meter länger geworden, würde man es ihm auch glauben.

Heute spielt Ralph Drollinger kein Basketball mehr, seine Knie, geschunden vom Profisport, würden nicht einmal mehr ein Hobbyspiel auf der Garageneinfahrt mitmachen. Aber in seinem zweiten Leben, in seinem zweiten Job, ist Drollinger sowieso viel erfolgreicher, als er es als Spieler je war. Er arbeitet mittlerweile als Bibelprediger. Und man könnte leicht argumentieren, dass es sich bei ihm um den einflussreichsten Bibelprediger auf der ganzen Welt handelt.

Drollinger, ein ultrakonservativer evangelikaler Christ, führt seit 20 Jahren mit seiner Frau eine Organisation namens Capitol Ministries (CapMin). Sie bietet fromme Bibelkurse für Politiker an. Ziel ist es, möglichst viele Parlamentarier und Regierende, in Amerika und weltweit, für ein evangelikales Christentum zu begeistern. 2017 nun ist CapMin der ganz große Schritt gelungen: Seit März dieses Jahres gibt Ralph Drollinger jede Woche einen Bibelkurs für Donald Trumps Kabinett, demnächst sogar in einem Meeting Room direkt im Weißen Haus, in unmittelbarer Nachbarschaft zum Präsidentenbüro des West Wing. Es ist eine ziemlich einmalige Veranstaltung. Unter George W. Bush existierte schon einmal ein Bibelkreis im Weißen Haus, aber nur für rangniedrigere Mitarbeiter, in Eigenregie. Einen Kurs für die Minister hat es laut

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Drollinger seit mindestens hundert Jahren nicht gegeben, und dass in noch früherer Zeit etwas Vergleichbares existiert hätte, sei im Weißen Haus zumindest nicht bekannt.

In seinen Meditationen, die Drollinger jede Woche auf der CapMin-Website zum Download anbietet, legt er die Bibel wörtlich aus. Er glaubt an die Erschaffung der Welt in sechs Tagen, lehnt die Vorstellung eines vom Menschen gemachten Klimawandels als Hybris ab und warnt vor der Sünde der Homosexualität. Prediger mit solchen Thesen gibt es viele in Amerika. Aber vor Drollinger hatte noch nie einer von ihnen die Möglichkeit, Woche für Woche eine Stunde lang als spiritueller Führer die Regierung der Supermacht USA auf sein Weltbild einzuschwören.

Als CapMins Engagement in Trumps Kabinett vor einigen Monaten bekannt wurde, wollten alle möglichen US-Medien Drollinger befragen, von „Newsweek“ über NBC News bis zum „Wall Street Journal“. Drollinger hat alle Anfragen abgelehnt. „Wir trauen amerikanischen Journalisten nicht, die denken sich einfach Dinge aus.“ Nach einiger Bedenkzeit hat er schließlich zugestimmt, der WELT AM SONNTAG ein ausführliches Exklusivinterview zu geben.

Bevor das Gespräch beginnen kann, muss Drollinger seine ganzen zwei Meter plus x gleich noch einmal auseinanderfalten, weil gerade ein Kongressabgeordneter an den Tisch kommt, ein CapMin-Unterstützer aus dem Repräsentantenhaus. „Ralph!“ - Shakehands. Drollinger erzählt dem Republikaner im Stehen, dass es seine Bibelmeditationen jetzt auch als Audiodatei zum Download gebe, „das war ja deine Idee, weißt du noch? Weil du das ja gern beim Autofahren hören wolltest.“ Dann zieht Drollinger eine Broschüre mit seiner aktuellen Predigt aus der Aktentasche und drückt sie ihm in die Hand.

„Es gibt hier viele gute Leute“, sagt Drollinger noch, als der Kongressabgeordnete sich wieder verabschiedet hat. „Gute, fromme Leute.“

Welt am Sonntag: Mr. Drollinger, wie kommt man ins Weiße Haus?

Ralph Drollinger: Wir wären nicht, wo wir jetzt sind, wenn uns nicht sehr christliche Politiker im Laufe ihrer Karrieren mit nach oben gezogen hätten. Es war 2010, als wir in Washington Fuß zu fassen versuchten, zunächst mit einem Bibelkurs im Repräsentantenhaus. Trent Franks (republikanischer Abgeordneter aus Arizona) öffnete uns damals die Tür und machte ein paar Abgeordnete neugierig auf uns. Als wir nach ein paar Jahren eine feste Gruppe von Teilnehmern hatten, gewannen vier von ihnen plötzlich Sitze im Senat - und öffneten uns auch dort die Tür. Heute besuchen 12 der 100 US-Senatoren meinen Bibelkurs, und das sind alles die Jungen. Die künftigen Leader. Dann gewann Donald Trump die Wahl und machte Mike Pence, der sehr fromm ist, zum Vizepräsidenten. Die beiden nominierten wiederum einige unserer Kursteilnehmer aus Repräsentantenhaus und Senat für ihr Kabinett. Und die sagten wieder zu mir: „Komm mit uns! Wir lieben deine eiweißreichen Rationen vom Wort Gottes, mit denen du uns immer nährst und kräftigst.“ Also haben wir jetzt seit März drei Bibelkurse in Washington: Montagabends einen im Repräsentantenhaus, dienstagsmorgens einen im Senat und mittwochs morgens einen im Kabinett.

Welche Regierungsmitglieder gehören zur Ihrer Bibelgruppe?

Drollinger: Wir haben jetzt etwa zwölf regelmäßige Teilnehmer. Man weiß vorher immer schon ganz gut, wer an dem jeweiligen Morgen kommt, weil die ganzen Security-Mitarbeiter ja vorher anreisen. Jeder Minister kommt dann in einer Kolonne von drei gleichen Chevrolet Suburbans angefahren, damit keiner weiß, in welchem Auto sie sitzen. Neben Vizepräsident Pence und Justizminister Jeff Sessions gehören Wohnungsbauminister Ben Carson, Bildungsministerin Betsy DeVos, Landwirtschaftsminister Sonny Perdue, Energieminister Rick Perry und CIA-Direktor Mike Pompeo zum harten Kern.

Und wenn die alle aus ihren SUVs geklettert sind, was geschieht dann? Wie läuft Ihr Kurs ab?

Drollinger: Egal ob in meinen Bibelstunden im Kongress oder bei der im Kabinett, ich setze den Leuten immer erst mal etwas zu essen vor. Das ist meine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

heimliche Strategie, ihre Mäuler zu beschäftigen, damit ich eine Weile in Ruhe unterrichten kann und sie mir nichts Wort fallen... Im Kabinett geht es allerdings etwas bescheidener zu, da sind die Antikorruptionsauflagen strenger, die Bewirtung darf nicht mehr als zehn Dollar pro Person kosten. Ein Croissant oder eine Spinatquiche, dazu ein Kaffee, das war's. Ich kann dann so ungefähr eine halbe Stunde lang alleine reden, bevor ich mit den Politikern ins Gespräch komme, ihnen Fragen stelle, ihre Gegenfragen beantworte und Parallelen zu anderen Bibelstellen ziehe. Nach insgesamt einer Stunde ist es vorbei. Am Anfang und am Ende der Sitzung sprechen wir noch ein Gebet zusammen, aber nur kurz. Es ist kein Gebetstreffen. Davon gibt es schon genug in D.C. Wenn ein Politiker in Washington einfach eine Stunde beten will, toll, das ist eine gute Sache, aber dafür kann er sich einer anderen Gruppe anschließen.

Was für Gebete sind das, die die Minister sprechen?

Drollinger: Der erste Timotheusbrief ruft alle Menschen dazu auf, zu beten „für die Herrscher und für alle, die Macht ausüben, damit wir in aller Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ungestört und ruhig leben können“ (1. Tim 2,2). Also beten die Minister meistens erst mal für ihre Chefs, für Donald Trump und Mike Pence. Wer weiß, was die an dem Tag alles erleben müssen. Dann kommen persönliche Anliegen. Der eine hat einen kranken Vater, der Nächste hat gerade eine liebe Verwandte verloren, solche Dinge.

Sie unterrichten in Ihren Kursen streng nach der Reihenfolge der Bibel, Vers nach Vers, ein biblisches Buch nach dem anderen. Für ein biblisches Buch brauchen Sie teilweise Jahre. Was ist gerade dran im Weißen Haus?

Drollinger: Im Abgeordnetenhaus spreche ich schon seit zwei Jahren über die Bergpredigt, also habe ich das Thema jetzt auch im Kabinett übernommen. Diese Woche bin ich in Kapitel 7 angekommen, beim Satz „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet“ (Mt 7,1). Ich habe den Ministern erklärt: Das bedeutet nicht, dass ihr nicht zwischen Gut und Böse unterscheiden sollt. Man soll nur nicht arrogant und rechthaberisch sein beim Richten, wie die Pharisäer es sind, man soll es mit Liebe und

Güte tun. Dazu passt diese Stelle im Buch der Sprichwörter: In Kapitel 3,3 heißt es, man soll beides haben, Liebe und Treue, beides soll man sich um den Hals binden. So geht es dann immer weiter, ich ziehe alle möglichen Parallelen zu anderen Bibelstellen, und das wiederhole ich dann in der folgenden Woche alles noch einmal. Das dauert natürlich. Mein Running Gag ist immer, zu den Politikern zu sagen: Ich unterrichte euch so langsam, weil ihr so langsam lernt.

Welche biblischen Geschichten eignen sich besonders gut für Politiker?

Drollinger: Ich mag diese drei frommen Männer aus dem Alten Testament: Daniel, Mordechai und Josef. Was sie gemeinsam haben: Alle drei stiegen auf bis zur Nummer 2 eines Reiches, gleich unter dem weltlichen Herrscher, dem König, wenn auch zu sehr unterschiedlichen Zeiten. Genauso sehe ich Vizepräsident Mike Pence. Von diesen drei biblischen Figuren können Mandatsträger ganz viel lernen. Außerdem spreche ich tatsächlich ganz viel über das Buch der Sprichwörter. Das hat einst König Salomo geschrieben, um seinen Sohn Rehabeam auf die Königsherrschaft vorzubereiten. Die Themen, die dort behandelt werden, sind also zentral für Gläubige, die ein öffentliches Amt innehaben. Was nicht drinsteht, ist es wahrscheinlich nicht.

Was für Fragen stellt ein US-Minister zu solchen Themen?

Drollinger: Also zunächst einmal ziehen sie mich gern auf mit irgendwelchen großen Wörtern, die ich vielleicht fallen gelassen habe und die sie nicht kennen, irgendein griechisches oder lateinisches Fachwort, Sacerdotalismus oder so was. Und das benutzen sie dann den Rest der Stunde extra falsch, um sich über mich lustig zu machen. Das passiert eigentlich jede Woche. Ansonsten geht es viel um das Thema Bescheidenheit. Diese Leute haben so viele Berater, sie haben ganze eigene Presseabteilungen, und die tun alle nichts Anderes, als sie gut aussehen zu lassen. Die sagen ihnen ständig, sie sollen für dies und das die Lorbeeren einheimsen, sie sollen Effekthascher sein. Jesus sagt aber genau das Gegenteil. Wie soll man das ausbalancieren? Manchmal diskutieren sie auch einfach Bibelstellen, die einander scheinbar widersprechen, und wollen wissen, welche denn nun gültig ist.

Was haben Sie bei Ihren Kursen an?

Drollinger: Ich sage den Predigern, die für CapMin arbeiten, immer: Ihr müsst leicht overdressed sein. Eine Stufe besser angezogen sein als das Publikum. Aber nicht zwei Stufen! Wenn ich in Kalifornien eine Gruppe von Surfern unterrichten müsste, würde ich natürlich keinen Anzug anziehen, sondern eher einen Schwimmanzug, aber mit T-Shirt darüber. Wenn ich hier auf dem Capitol Hill unterrichte, brauche ich dagegen einen feinen maßgeschneiderten Anzug aus bester englischer Wolle. Dazu ein weißes Hemd aus reiner Baumwolle, am besten mit White-House-Manschetten, darunter ein weißes T-Shirt, damit man keinen Hautton durchscheinen sieht. Italienische Seidenkrawatte, mit Dimpleknoten gebunden, und Schuhe aus Cordovan-Leder, die extra für mich angefertigt werden, ich habe ja Schuhgröße 17. Das ist es eben, was die Leute hier alle tragen, und wenn ich nicht genauso angezogen bin oder möglichst noch ein bisschen besser, würden sie denken: Okay, dieser Typ gehört nicht zu unserem Club. Es ist natürlich teuer, dieses Spiel mitzuspielen. Aber wenn du es nicht mitspielst, oder wenn du dir vielleicht gar nicht bewusst bist, dass dieses Spiel überhaupt gespielt wird, schießt du dich damit von vornherein selbst ins Aus und merkst es nicht einmal.

Keine besonderen Predigerattribute? Nichts Liturgisches?

Drollinger: Nie. Da käme ich mir arrogant vor.

Warum brauchen Politiker überhaupt einen Bibelkurs?

Drollinger: Wenn sie die Grundsätze der Bibel nicht kennen, werden sie sich verhalten wie im Buch der Richter aus dem Alten Testament, wo es gleich zwei Mal heißt: „Jeder tat, was in seinen Augen recht war.“ (Ri 17,6). Diesen Zustand müssen wir überwinden und zur Vision des Neuen Testaments kommen, die im 2. Korintherbrief steht: „Wir nehmen alles Denken gefangen, sodass es Christus gehorcht“ (2 Kor 10,5). Das kann man nicht erreichen ohne eine prophetische Stimme, die ihnen auslegt, was Gott in seiner Heiligen Schrift sagt und wie das zu ihrem persönlichen Leben passt.

Denn wie sollen sie der Bibel gehorchen, wenn sie sie nicht kennen? Ohne einen Prediger hat das Schiff kein Ruder.

Glauben Sie, Gott hat Sie dazu auserwählt, diese prophetische Stimme zu sein?

Drollinger: Es würde zu stolz klingen, wenn ich das so sagen würde. Es ist nun einmal einfach so gekommen, und ich bin der Erste, der sich zwischendurch selber kneift und sich fragt: Wer bist du eigentlich, dass du diesen Job machen darfst? Du bist doch nur ein alter, abgehalfterter Basketballspieler! Gleichzeitig, und ich sage das in aller Demut, haben wir jetzt 20 Jahre lang jede Woche eine mehrseitige Bibelmeditation herausgegeben, die tief in die Geheimnisse des Wortes Gottes hineinführt und auf die Bedürfnisse politischer Anführer zugeschnitten ist. Ich kenne niemand anderen in ganz Amerika, der etwas Vergleichbares getan hätte. Insofern überrascht es mich nicht, dass der Herr gerade uns bis ins Weiße Haus geführt hat. Es gab einfach keinen anderen, der in dieser Disziplin aktiv ist.

Drollinger spricht mit weicher Stimme, ohne große Pausen, ein einziger, samtiger, gleichbleibend leiser Redefluss. Seine Frau Danielle hört zu, sagt manchmal „genau“ oder „stimmt, absolut!“ Hin und wieder, wenn ihr Mann nach ihrem Geschmack zu offenherzig erzählt, versucht sie ihn ein wenig zu bremsen, wenn auch vergeblich. Das Verhältnis von CapMin zu den Medien ist kompliziert. Einerseits könnte die Organisation Publicity gut gebrauchen, um weiter zu wachsen, auch im Ausland. Andererseits fürchtet sie kritischen Journalismus, Berichte über ihren wachsenden Einfluss. „Fake News“, wie Drollinger das nennt.

Den Teilnehmern seiner Kurse dürfte es recht sein, wenn CapMin nicht allzu oft in der Öffentlichkeit steht. Auf seiner Website verspricht die Organisation: „Wir schützen die Privatsphäre aller Besucher unserer Bibelstudien.“ Als fromm zu gelten, ist

für einen amerikanischen Politiker noch nicht automatisch ein Imageproblem. Aber gleich evangelikal?

Das Büro des Vizepräsidenten, die CIA sowie die Ministerien für Justiz, Wohnungsbau, Bildung, Landwirtschaft und Energie ließen Anfragen dieser Zeitung, ob sie die Teilnahme ihrer Chefs an Drollingers Bibelkursen bestätigen wollen, allesamt unbeantwortet. CapMin gibt allerdings die Namen der entsprechenden Minister stets am Rand seiner Bibelpredigten als Unterstützer an, offenbar ohne dass diese Werbung von den Ministerien beanstandet wird. Der „Washington Post“ gegenüber bestätigte zumindest ein Sprecher des Justizministeriums die regelmäßige Teilnahme von Jeff Sessions.

Haben Sie direkten Zugang zu Donald Trump?

Drollinger: Wir haben eine Art Brieffreundschaft. Ich schicke ihm meine Bibelmeditationen, und er schreibt mir persönliche Anmerkungen dazu. Positive Anmerkungen. Trump mag Loyalität. Ich habe zu einem ziemlich frühen Zeitpunkt seiner Kampagne begonnen, ihn zu unterstützen, und in meiner Senats-Bibelstunde auch Jeff Sessions (heutiger Justizminister der USA) dazu motiviert, dasselbe zu tun. Die Bibel enthält klare Maßstäbe für Politiker. Die wichtigsten Abschnitte sind Römerbrief 13,1-8 und 1 Peter 2, 13-14. Beide beinhalten die Idee, dass die staatliche Gewalt nicht ohne Grund das Schwert in Händen hält. „Sie steht nämlich im Dienst Gottes und vollstreckt das Urteil an dem, der Böses tut“ (Röm 13,4). Die wichtigste Verantwortung, die Gott den staatlichen Institutionen übertragen hat, besteht darin, einer gefallenen Welt die Moral zurückzubringen, unter Anwendung von Stärke. Der beste Präsident ist derjenige, der seine Regierung am entschiedensten zum Schiedsrichter über falsche Taten macht. Ich war früh davon überzeugt, dass Trump dafür der Beste wäre.

Sind Sie Donald Trump schon persönlich begegnet?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Drollinger: Leider noch nicht. Aber vor vier Wochen hat Vizepräsident Pence den Ministern bei einer Klausursitzung in Camp David mitgeteilt, dass meine Bibelkurse fürs Kabinett künftig nicht mehr an wechselnden Orten in Washington stattfinden, sondern direkt ins Weiße Haus umziehen. Aus Sicherheitsgründen. Bisher haben wir uns in unterschiedlichen Büros getroffen, jedes Kabinettsmitglied war mal Gastgeber, und wenn der Vizepräsident teilnehmen wollte, musste immer erst mal das jeweilige Gebäude von hundert Sicherheitsleuten durchkämmt werden. Im Weißen Haus ist das natürlich viel einfacher. Dort sollen wir einen Tagungsraum gleich neben dem West Wing bekommen, also in unmittelbarer Nachbarschaft zu Trumps Büros. So wird es auch für Trump bequemer, einfach mal vorbeizukommen.

Trump gibt sich arrogant, unbeherrscht, kriegerisch. Würden Sie ihn einen guten Christen nennen?

Drollinger: Lassen Sie es mich so sagen: Wenn es zu einer Zeit, in der Trump 20 oder 30 Jahre alt war, Missionsdienste für Geschäftsleute in New York gegeben hätte, mit zehn Predigern wie mir, die durch die Bürotürme von Manhattan gelaufen wären und Bibelkurse gegeben hätten, dann wäre Donald Trump heute ein ganz anderer Mann. Der einzige biblische Einfluss, den Trump je hatte, kam von Norman Vincent Peale (ein prominenter reformierter Pfarrer und Bestsellerautor; gestorben 1993), der im Grunde nie über etwas Anderes gesprochen hat als über das vierte Kapitel des Philipperbriefs: über die Kraft des positiven Denkens. Klar, das ist ein biblischer Impuls, aber in der Bibel steht ja nun wirklich noch ein bisschen mehr als die Kraft des positiven Denkens. Trump ist so ein sensibler Mann, der Gott gefallen möchte. Wenn ihm ein guter Prediger mehr über die Bibel beibringen würde, könnte das sicher sein Herz verändern. Ich hoffe, der Herr wird mir im Weißen Haus die Gelegenheit dazu geben. Ich meine, Trump liest meine Bibelstudien und schreibt mir Anmerkungen dazu. Das ist doch schon mal ein guter Anfang!

Was schreibt er denn so?

Drollinger: Zum Beispiel „Great Bible Study“, so was in der Richtung. Auf meine letzte hat er draufgeschrieben: „I love this Bible Study, Ralph!“ Er schreibt immer mit so einem Sharpy-Filzstift, und alles in Großbuchstaben, außer seine E's, die sehen immer aus wie kleine K's. Er unterstreicht auch immer alles und schreibt in riesiger, fetter Schrift. Das ist so typisch, das passt so gut zu seiner Persönlichkeit! Ich liebe diesen Kerl einfach.

Haben Sie schon einmal ein Gesetz, eine Abstimmung oder ein Verhalten eines Politikers gesehen, von dem Sie dachten: Okay, das ist auf unseren Einfluss zurückzuführen?

Drollinger: Das passiert ständig. Vor etwa drei Monaten hatten wir eine Bibelsitzung im Kabinett, in der ich über den Römerbrief gesprochen habe. In Römer 12, 18-21 wird gesagt, dass Gott allein Rache nehmen darf - wir Menschen sollen Frieden mit allen anderen Menschen halten. Es gibt theologisch gesehen keinen Platz für persönliches Racheverhalten, selbst wenn wir ungerecht behandelt wurden. Aber wenn man dann weiterliest, bis Römer 13,4, „Nicht ohne Grund trägt sie (die staatliche Gewalt) das Schwert“ und so weiter, dann ist klar: Gott hat den Regierenden aufgetragen, Gutes zu belohnen und Böses zu bestrafen. Ich frage also meine Leute im Kabinett: Das klingt wie ein Widerspruch, oder? Wie schafft ihr es, beide Stellen in Eurem Leben zu beherzigen? Und Rick Perry (amerikanischer Energieminister) sagt: „Ich verstehe das so: Wenn ich als Gouverneur die Todesstrafe vollstrecken lasse, gibt mir die Bibel das Recht dazu. Denn ich spiele die Rolle der Staatsgewalt. Aber neben dieser Rolle habe ich als Mensch die Pflicht, dem Schuldigen, den ich gerade in den Tod geschickt habe, zu vergeben.“ Und dann schaut er mich an und sagt: „Weißt du, Ralph, wenn mir das schon in den 16 Jahren klar gewesen wäre, in denen ich Gouverneur von Texas war, wäre mein Leben sehr viel einfacher gewesen. Die Presse hat mich immer verprügelt wegen dieses vermeintlichen Widerspruchs. Ich fühlte mich immer schuldig. Wenn ich es jetzt mit den Augen der Bibel sehe, verändert das mein Gewissen.“ So führt die Bibel zu gutem Regieren.

Gibt es im Weißen Haus auch von anderen Religionen ähnliche Kurse wie Ihren?

Drollinger: Bisher nicht. Aber ich würde sie willkommen heißen. Wir bekennen uns zu einer Trennung von Staat und Kirche - nicht, was Einfluss angeht, aber was Institutionen angeht. Das Neue Testament lehrt eindeutig eine institutionelle Trennung. Sonst würde ich ja eine Theokratie befürworten. Ich bin zum Beispiel ein Gegner staatlich finanzierter kirchlicher Geistlicher im Kongress. Die sollte man hinauswerfen. Warum zahlt der Staat christliche Prediger, Priester anderer Religionen aber nicht? Ist das nicht eine Verletzung der Religionsfreiheit? Jeder Prediger, der hier tätig ist, sollte unabhängig sein und von NGOs bezahlt werden, nicht vom Staat. Auf diesem überparteilichen Spielfeld steht es natürlich jeder Religion zu, etwas Ähnliches aufzuziehen wie wir. Ich bin für Fair Play. Ich wünschte, im Nahen Osten wären die Staaten auch alle für so ein Fair Play.

Sie nehmen kein Geld für Ihre Kurse?

Drollinger: Keiner, der zu unseren Unterrichtsstunden kommt, zahlt etwas dafür. Unsere Organisation finanziert sich aus Spenden von Kirchen, Institutionen und wohlhabenden Privatleuten, und zwar besser, als es nötig wäre. Wir müssen eigentlich kaum Fundraising betreiben. Weil die Spender bei uns mehr für ihr Geld bekommen als anderswo. Als wohlhabender Christ können Sie Spenden in christliche Universitäten oder christliche Radiosender stecken, die Unsummen verschlingen, Millionen von Dollar für Steine und Mörtel. Oder Sie geben Ihre Spende Capitol Ministries, das mit ein paar Zehntausend Dollar mindestens genauso viel Einfluss ausübt. Ich selbst bekomme ein Gehalt von Capitol Ministries, das ich aber normalerweise gar nicht ganz abrufe. Wenn Sie in der NBA gespielt und Ihr Vermögen gut angelegt haben, brauchen Sie kein Geld.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als Jesus in sein Leben tritt, ist Ralph Drollinger gerade 18 Jahre alt und besucht die Highschool in seiner Heimatstadt La Mesa, einem Vorort von San Diego, Kalifornien. Er interessiert sich in dieser Zeit in erster Linie für Basketball und in zweiter Linie für Basketball-Cheerleader.

Nach einem Spiel, so erzählt er die Geschichte heute, habe ihn eine von ihnen gefragt, ob er nicht mal zu einem dieser Bibeltreffen mitkommen wolle, die sie besuche. Es ist ein Treffen der evangelikalen Organisation Youth for Christ. Dort hört er zum ersten Mal bewusst einige Sätze aus dem Evangelium und ist sofort fasziniert. Zu Hause in seinem Kinderzimmer liest er das Matthäusevangelium einmal durch und beschließt, fortan ein Jünger Jesu zu sein.

Als Sporttalent kann sich Drollinger das College fürs Studium aussuchen. Insgesamt 200 Universitäten im ganzen Land tragen ihm Basketball-Stipendien an. Er entscheidet sich für die University of California in Los Angeles, wegen des Trainers John Wooden, einer Art Franz Beckenbauer des amerikanischen College-Basketballs. Neben dem Training geht Drollinger zur Bibelschule.

Nach dem Studium lehnt Drollinger die Profiangebote aus der NBA zunächst ab. Stattdessen schließt er sich für vier Jahre einer Gruppe namens Athletes in Action an, die als Aktivistenmannschaft um die Welt tourt und am Rande ihrer Basketballspiele Werbung für die Bibel macht. Als Drollinger anschließend doch noch einen NBA-Vertrag unterschreibt, mit 26 bei den Dallas Mavericks, ist ihm keine lange Karriere mehr beschieden. Nach nicht einmal einem Jahr in der NBA und nur sechs Spielen beendet er seine Profikarriere bereits wieder, wegen Knieproblemen. Das ist 1981.

Als er sich von der Enttäuschung erholt hat, versucht Drollinger zunächst das Naheliegende: Er will seinen missionarischen Eifer mit dem Sport verbinden, er steckt Geld in Zeitschriften- und Fernsehprojekte, in denen Athleten von ihrem Glauben erzählen. Parallel macht er einen Abschluss am evangelikalen Master's Seminary in Kalifornien. Erst später kommt er auf die Idee, seine Strategie zu ändern. Und statt Sportlern künftig Politiker zu evangelisieren. 1997 gründen er und seine Frau Danielle in Kalifornien Capitol Ministries. Heute sind sie in 40 Bundesstaaten vertreten, außerdem in 24 weiteren Nationen. Jedes Jahr sollen es ein Dutzend mehr werden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In seinem Buch „Rebuilding America“, das 2012 erschien, schreibt Drollinger: „Die Sportmission hat gewiss einen positiven Einfluss auf viele Menschen. Aber eine Christusbewegung unter den Regierenden zu stiften kann die Richtung eines ganzen Landes verändern!“

In Drollingers wöchentlichen Bibelmeditationen, die man auf Englisch, Französisch, Spanisch und Russisch auf seiner Website herunterladen kann, lässt sich nachlesen, welche Richtung ihm für Amerika vorschwebt. Zum Umgang mit illegalen Einwanderern etwa schreibt er: „Es gibt Eltern, die nicht ausreichend bewandert sind in der Heiligen Schrift und daher Schuldgefühle entwickeln, wenn sie mal ihr rebellisches Kind versohlt haben. Genau wie solche Eltern sollten Abgeordnete sich beim Thema Migration auskennen mit der Bibel. Und Gottes Wort sagt, er missbilligt illegale Einwanderer - genau wie er Kinder missbilligt, die daheim das Regiment übernommen haben!“ Zur Debatte um Amerikas Sozialleistungen schreibt er: „Auch auf die Gefahr hin, lieblos zu klingen: Weder ein Ehemann, noch eine Familie oder eine Regierung sollten sich einreden lassen, sie trügen die Verantwortung für die Bedürfnisse Einzelner, die in undisziplinierter Weise ihr Leben führen, die nicht arbeiten, nicht arbeiten wollen oder nicht hart genug arbeiten wollen. Sprichwörter 10,4 spiegelt dieses Prinzip wider: ‚Lässige Hand bringt Armut, fleißige Hand macht reich.‘“ Zur Frage der Todesstrafe stellt er fest: „Jesus selbst erklärt die Todesstrafe auch für die Ära des Neuen Testaments für gültig, wenn er in Matthäus 5,38 sagt: ‚Ich habt gehört, dass gesagt worden ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn.‘“ Und über militärische Inventionen schreibt er: „Insgesamt gesehen gibt es für einen Pazifismus keine biblische Rechtfertigung. Er läuft lediglich auf Wunschdenken in einer bösen, gefallenen Welt hinaus... Wenn Amerika stark ist und eine amerikanische Intervention jederzeit drohen kann, ist die Welt ein viel sichererer Ort. Und das Gegenteil wird gerade auch immer offensichtlicher: Wenn ein amerikanischer Militärschlag wenig wahrscheinlich ist, kommt es zu Unruhen und bösartiger Aggression.“

Sie machen aus Bibelstellen politische Argumente. Was ist eher da: Ihre Bibelinterpretation oder die politische Message, die Sie verbreiten wollen?

Drollinger: Das ist der Unterschied zwischen Eisegese und Exegese: Lese ich in den Text etwas hinein, oder hole ich aus ihm einen Sinn heraus? Ich glaube nicht, dass ich zur Eisegese neige. Übrigens sage ich den Politikern ja nicht, welche Entscheidungen sie treffen sollen. So etwas tun Lobbyisten. Ich bin kein Lobbyist. Ich sage nicht: Putin ist ein Idiot, weil er die Ukraine besetzt hat. Sondern ich liefere biblische Grundlagen, die den Politikern von selbst klarmachen, was sie von der Ukrainekrise zu halten haben, ohne dass ich Putins Namen auch nur erwähnen muss.

Aber wo ist der Unterschied zwischen Ihnen und einem Lobbyisten? Sie geben die Richtung vor, ob Sie nun Putins Namen nennen oder nicht.

Drollinger: Es ist ein schmaler Grat, keine Frage. Ich würde sagen, die Linie wäre überschritten, wenn ich ihnen wirklich sagen würde, wie sie bei einem bestimmten Parlamentsantrag abstimmen sollen. Ich führe sie zur Tränke und mache ziemlich deutlich, in welchem Becken das Wasser besser schmeckt. Aber dann können sie immer noch selbst entscheiden, aus welchem Becken sie trinken wollen.

Warum ist es Ihnen so wichtig, nicht als Lobbyist zu gelten?

Drollinger: Zunächst einmal könnten wir ein juristisches Problem bekommen, wenn wir uns als Lobbyisten bezeichnen würden. In Amerika gibt es ein Gesetz, das Johnson Amendment, das gemeinnützigen Organisationen bestimmte Grenzen für politische Arbeit setzt. Aber ich möchte auch nicht politisch einseitig werden. Ich möchte, dass nicht nur Republikaner, sondern auch Demokraten sich in meinen Kursen wohlfühlen können. Wenn die das Gefühl bekommen, dass ich sie nur auf eine republikanische Linie einschwören will, statt ihnen die Bibel beizubringen, werden sie mich nicht mehr glaubwürdig finden. Ein weiterer Unterschied ist: Ein Lobbyist beackert ein einzelnes Thema, er will eine ganz spezielle Gesetzgebung beeinflussen. Unser Ziel ist viel grundsätzlicher: Wir wollen die Herzen der Menschen verändern. Wenn wir das eines Tages zu 100 Prozent geschafft hätten, gäbe es für christliche

Lobbyisten im Grunde gar nichts mehr zu tun. Einem so frommen Mann wie Mike Pence brauchen Sie ja nicht mehr zu sagen, wie er abstimmen soll. Sein Denken ist ja schon „gefangen im Gehorsam Christi“.

Ihre Organisation will demnächst auch nach Deutschland kommen. Warum versuchen Sie das erst jetzt? Ist Deutschland besonders schwierig?

Drollinger: Unser Ziel ist es, eines Tages einen Bibeltrainer in jeder Hauptstadt der Welt zu haben. Wir wollen jetzt auch bald nach Berlin kommen. Ich meine, ich bin schließlich selbst ein Kraut, mein Nachname ist deutsch. Ich kann doch mein Erbe nicht verleugnen. Aber wir haben uns erst einmal auf Länder konzentriert, wo die Früchte für uns niedriger hängen. In Rumänien zum Beispiel sind wir gerade sehr erfolgreich, da gibt es sehr viele christliche Abgeordnete. Ich glaube tatsächlich, Deutschland wird schwieriger. Ich habe gehört, dass es dort sehr säkular zugeht. Aber wir sind offen für das, was Gott uns dort tun lassen wird.

Wie weit sind die Vorbereitungen?

Drollinger: Wir haben einen Regionaldirektor für Westeuropa. Der ist bereits damit beauftragt, einen Insider und einen Outsider für Berlin zu finden, so nennen wir das immer. Der Insider wäre ein in Christus gereifter Abgeordneter, der seine Kollegen neugierig machen könnte auf unseren Unterricht. Der Outsider ist ein Bibellehrer. Er müsste auf demselben gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und Bildungsniveau sein wie die Parlamentarier. Der soll dann Vollzeit im Bundestag Verbindungen knüpfen und das Wort Gottes verkünden. Und zwar das vollständige Wort Gottes: Wie alle unsere Prediger sollte er sich nur als ein Kellner verstehen, der das Essen serviert, genauso, wie es der Chef gekocht hat. Er darf das Essen auf dem Weg von der Küche zum Tisch nicht heimlich verändern.

Wieso „er“, muss es ein Mann sein?

Drollinger: Die Bibel sagt, dass Männer von Männern unterrichtet werden müssen. Dass Frauen Männer unterrichten dürften, steht jedenfalls nirgends.

Was ist mit den weiblichen Abgeordneten?

Drollinger: Die könnten natürlich auch von einer Bibellehrerin unterrichtet werden, das fände ich toll. Frauen können auch lehren, aber nur andere Frauen. Oder vielleicht minderjährige Jungs. Die weiblichen Abgeordneten könnten sonst aber auch einfach an den Kursen des männlichen Lehrers teilnehmen. Ich selbst habe auch viele Frauen in meinen Kursen. Meine Frau kommt allerdings auch immer mit, das ist angenehmer für die Teilnehmerinnen. Wenn eine Frau aus dem Kabinett anschließend noch weitergehende Dinge zu besprechen hat, kümmert sich meine Frau darum. Ich würde jetzt Ministerin DeVos keine Mails im Anschluss an eine Sitzung schreiben. An der Integrität unserer Organisation darf kein Zweifel aufkommen.

Und wo steht das mit den Männern und den Frauen in der Bibel?

Drollinger: Es ist einfach so, dass in 1. Timotheus 3 und Titus 1 bestimmte Kriterien für Aufseher in der Kirche formuliert werden, und dort werden nur männliche Pronomen benutzt. Da steht, ein guter Aufseher müsse ein Mann sein, der seinen Haushalt gut führt, seine Kinder gut im Griff hat, der nur eine Frau hat und so weiter. Man kommt nicht um die Erkenntnis herum, dass Gott hier offenbar eine männliche Führung beschreibt. Vielleicht hätte ich diese Sache selbst ganz anders geregelt, aber Gott hat es nun einmal so geregelt, und dazu stehe ich eben. Das meine ich damit, Kellner zu sein. Das Essen unverändert an den Tisch zu bringen, wie es in der Küche gekocht wurde.

Sie selbst haben aber doch schon die zweite Frau. Sie haben sich von Ihrer ersten Frau scheiden lassen.

Drollinger: Die Bibel sagt, dass man Ehemann einer einzigen Frau sein muss. Aber ich denke, das heißt nicht, dass man sich nicht scheiden lassen und neu heiraten

darf. Es geht einfach darum, nicht mit mehr als einer Frau gleichzeitig zusammen zu sein. Ich habe übrigens alles versucht, um meine erste Ehe zu retten. Aber meine damalige Frau wechselte zum lesbischen Lifestyle. Und das ist mehr als 20 Jahre her.

In Ihren Interpretationen ignorieren Sie grundlegende Erkenntnisse historisch-kritischer Forschung, was die Entstehung der biblischen Bücher betrifft. Die Sprichwörter Salomos zum Beispiel, die Sie erwähnt haben, sind kein geschlossenes Lehrbuch des Königs für seinen Sohn, sondern bestehen aus einer Vielzahl unterschiedlich alter Spruchsammlungen. Sie aber halten an den traditionellen Zuschreibungen fest: Moses habe die fünf Bücher Mose geschrieben, der heilige Petrus die beiden Petrusbriefe und so weiter. Warum tun Sie das?

Drollinger: Solche philologischen Theorien, wie Sie sie ansprechen, haben in Amerika viele Gemeinden kaputt gemacht und den Liberalismus in der Theologie gestärkt. Es handelt sich aber um sehr alte Theorien, sie sind teilweise schon im 19. Jahrhundert postuliert worden. Heute gibt es ganz neue Beweise für die Zuverlässigkeit der biblischen Angaben, die diese Philologen damals gar nicht kennen konnten. Neue archäologische Erkenntnisse etwa. Wie oft habe ich schon dieses Argument gehört: „Die Bibel irrt, weil es für dies und das gar keine archäologische Bestätigung gibt.“ Heute gibt es so viele neue christliche archäologische Erkenntnisse, die zugunsten des Wortes Gottes ausfallen. Da würden Sie staunen.

Die Bibel ist im Laufe von Jahrhunderten entstanden, in sehr unterschiedlichen Kontexten, geschrieben von sehr unterschiedlichen Menschen. Dabei kam es zu Widersprüchen. Wie gehen Sie damit um?

Drollinger: Das ist sehr einfach. Eine der Grundannahmen meiner Bibelhermeneutik besagt: Wenn Gott unfehlbar und in seiner Natur perfekt ist und die Bibel Gottes Atem auf Papier, dann ist auch die Bibel unfehlbar. Also muss man beim Auslegen unterstellen, dass sich die Bibel nicht widersprechen kann, wegen ihres unfehlbaren Autors. Wenn Sie auf Graubereiche stoßen, gibt es mit Sicherheit irgendwo

präzisere Stellen, die diese Graubereiche erklären, und so lassen sich dann Synthesen herstellen.

Warum halten Sie die Widersprüche nicht aus? Warum sagen Sie nicht: Okay, laut Markusevangelium wurde Jesus zur dritten Stunde des Tages gekreuzigt, also morgens, und laut Johannesevangelium nach der sechsten Stunde, also mittags, aber am eigentlichen theologischen Kern der Kreuzigung ändert diese Abweichung nichts?

Drollinger: Solche Details scheinen sich auszuschließen, ja. Aber mit ein bisschen Kreativität können Sie alle vermeintlichen Widersprüche ausbügeln. Über den Todeszeitpunkt Jesu etwa gibt es ganze Bücher, die das tun. Ein Evangelist hat vielleicht geschrieben, Jesus sei „mittags“ gekreuzigt worden, wollte damit aber eigentlich nur ganz allgemein sagen: Es war zu einer Zeit, als die Sonne am Himmel stand. Ein anderer Evangelist dagegen schreibt vielleicht „dritte Stunde“ und meint es genau in diesem wörtlichen Sinn: 9 Uhr morgens. Wenn Sie etwas um die Ecke denken, können Sie alle diese Dinge auskämmen.

Sie argumentieren oft mit dem Originaltext der Bibel. Wie gut sind Ihr Hebräisch und Ihr Griechisch?

Drollinger: Ehrlich gesagt: Es geht so. Ich könnte jetzt nicht, sagen wir, das Alte Testament komplett auf Hebräisch durchlesen. Es gibt heutzutage so gute Kommentare zu allen Büchern der Bibel. Es gibt ja sogar Kommentare zu den Kommentaren. Diese Fachleute haben ihr ganzes Leben damit verbracht, ein bestimmtes Buch der Bibel zu interpretieren. Das könnte man ja selbst in Tausenden von Arbeitsstunden niemals nachholen. Ich habe einfach gelernt, mich auf die besten Kommentatoren zu verlassen. Mein Griechisch ist übrigens etwas besser. Ich lese so gern den Apostel Paulus. Einige aus meinem Senats-Bibelkurs frotzeln immer schon, „Ralph ist in den Apostel Paulus verliebt!“. Wobei, das sagt eigentlich immer nur James Lankford (republikanischer Senator von Oklahoma), weil der statt der Paulusbriefe lieber häufiger das Book of James (Jakobusbrief) lesen würde - wegen seines Vornamens.

Auf Ihrer Website heißt es über Sie, Sie würden als Lehrer „auch solche Bibelstellen nicht weglassen, die die Menschen verletzen könnten“. Finden Sie jeden Bibelvers gleich wichtig? Ist die Bergpredigt für Sie so entscheidend wie irgendwelche Musterungslisten im Buch Numeri?

Drollinger: Grundsätzlich gilt: Die ganze Bibel ist von Gott inspiriert, und jede Stelle ist geeignet, sie zu unterrichten. Deshalb bin ich überzeugt, dass ein Prediger den Ratschluss Gottes vollständig vermitteln muss und sich nicht die Dinge herauspicken darf, die beim Publikum gut ankommen. Paulus sagt in der Apostelgeschichte: „Denn ich habe mich der Pflicht nicht entzogen, euch den ganzen Willen Gottes zu verkünden“ (Apg 20, 27). Gleichzeitig ist es natürlich so, dass jeder nur ein begrenztes Maß an Zeit zur Verfügung hat. Statt drei Jahre zu investieren, um im Weißen Haus über das Buch Numeri zu sprechen, spreche ich lieber drei Jahre lang über die Bergpredigt. Weil ich einfach glaube, dass die Leute hier das gerade am besten gebrauchen können. Jeder Pastor muss sehen, wo es seine Schafe juckt, und dort kratzen.

Gibt es Passagen der Bibel, die Sie bisher nicht verstanden haben?

Drollinger: Natürlich!

Welche zum Beispiel?

Drollinger: Wissen Sie, in meinen Kursen kann ich mich leider kaum an die wirklich schwierigen Passagen heranwagen, um darüber nachzudenken, auch wenn mir das intellektuell vielleicht mehr Befriedigung verschaffen würde. Diese Leute müssen erst einmal so viel anderes lernen. Die kommen hier wirklich an mit Bibelkenntnissen, die in einen Fingerhut passen! Wenn ich im Kurs sage, welches biblische Buch wir jetzt aufschlagen wollen, wissen die ja nicht mal, wo ungefähr sich dieses Buch innerhalb der Bibel befindet. Wir müssen ihnen immer die Seitenzahlen sagen, damit sich keiner bloßgestellt fühlt! Das ist das Erbe einer heruntergewirtschafteten Kirche in Amerika, mit all diesen Kindergarten-Bibellehrern da draußen. Das muss ich erst mal überwinden.

Was predigen die Kindergarten-Bibellehrer denn?

Drollinger: Zuckerwatte. Süße Belanglosigkeiten, die gut zum liberalen Zeitgeist passen, Selbstbewusstsein, Motivation, Selbstverbesserung, solche Sachen. Oder eben die „Kraft des positiven Denkens“, wie bei Trump. Wenn Sie jeden Sonntag in der Kirche positives Denken lernen, ist das toll, wenn Sie ein Immobilienmanager sind. „Oh, mir ist diese Woche ein Deal geplatzt, die sollen mich jetzt mal wieder aufmuntern.“ Aber in der Bibel ist so viel mehr drin.

Haben Sie manchmal Angst, dass Sie sich mit Ihrer Art, die Bibel auszulegen, irren könnten?

Drollinger: Ich glaube wirklich: Wenn ich nicht von der Unfehlbarkeit der Bibel ausginge, würde ich mich als Prediger viel unsicherer fühlen, weil die Bibel selbst an so vielen Stellen von ihrer Unfehlbarkeit ausgeht. Wenn ich jetzt, sagen wir, die Erschaffung der Welt in sechs Tagen anzweifeln würde, würde ich doch total ins Schwimmen geraten, denn wie sollte ich dann erklären, warum Jesus selbst im Neuen Testament diesen Schöpfungsbericht zitiert (Mt 19,4)? Ich will nicht die interpretierende Kraft des Buches sein, sondern ich gestehe dem Buch interpretierende Kraft über mich zu. Das ist der große Unterschied: Die einen halten sich für die Richter über die Bibel, die anderen erkennen die Bibel als ihren Richter an. Das eine ist Stolz, das andere Demut.

Sündigen Sie manchmal?

Drollinger: Wir sind alle Sünder. Ich auch, absolut. Ich glaube nicht, dass irgendjemand von uns jemals aufhören kann, zu sündigen bis zum Ende seines Lebens. Je näher man Gott kommt, desto klarer sieht man, wie weit man noch von ihm entfernt ist. Wie sündhaft man noch ist, sei es durch äußere Taten, sei es innerlich, im Herzen.

Haben Sie typische Sünden?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Drollinger: Ich kann sehr verurteilend sein, zum Beispiel wenn ich mit meiner Frau über andere Leute rede. Gestern im Bibelkurs habe ich zu den anwesenden Paaren - es sind viele Paare da - gesagt: Wir als Paare müssen wirklich aufpassen, dass wir zu Hause nicht zu kritisch über andere reden, selbst wenn es streng unter uns bleibt. Das Verurteilen verändert einfach unsere Herzen.

„Sind Sie endlich fertig?“, scherzt Drollinger matt. Er hat sich Zeit genommen, hat zweieinhalb Stunden lang geredet. Selbst als seine Frau sich schon ins Hotel verabschiedet hat, ist er geduldig sitzen geblieben, um alle Fragen zu beantworten, ohne jede Spur von Unruhe. „Sie sind ja extra aus Deutschland angereist“, sagt er immer wieder. Am Ende wächst der sitzende Drollinger noch ein letztes Mal zum stehenden Riesen Drollinger in die Höhe. Für den kurzen Weg vom ersten Stock wieder hinunter in die Lobby wählt er den Fahrstuhl. Zum Abschied gibt er die Hand, kommt aber nicht mit hinaus in den warmen Herbstnachmittag.

Ralph Drollinger bleibt noch ein wenig im Club.

Das Universum – Ein göttlicher Zeitvertreib

Gerhard Börner ist Astrophysiker. Und Christ. Beides aus vollem Herzen. Ein Gespräch über die Grenzen der Naturwissenschaft und die Sehnsucht nach dem Sinn.

Von Holger Fröhlich, Christ und Welt, 01.07.2018

Der Astrophysiker Gerhard Börner, geboren 1941 in Plauen, studierte an der Ludwig-Maximilians-Universität München und promovierte bei Hans-Peter Dürr und Werner Heisenberg über die einheitliche Feldtheorie in der Kosmologie. Über die Forschung an Zuständen extrem dichter Materie fand er Anfang der siebziger Jahre zur Kosmologie, die ihn bis heute beschäftigt. Seit 1973 arbeitet er am Max-Planck-Institut für Astrophysik in Garching, seit 1983 ist er Professor für Physik an der Universität München.

-

Herr Börner, als Astrophysiker erforschen Sie den Kosmos bis zu seinem jüngsten Tag – ist Ihnen unterwegs je Gott begegnet?

Nein. Das ist schon methodisch nicht möglich. Im physikalischen Weltbild ist kein Platz für Gott. Selbst Versuche, über ihn in der Sprache der Physik zu reden, sind nicht schlüssig. Naturwissenschaftlich lässt sich ein Schöpfer nicht begreifen, weil er außerhalb des Erforschbaren steht.

Gleichzeitig wirft die Physik immer wieder Fragen auf, die wir nur metaphysisch beantworten können ...

Wir stoßen tatsächlich auf viele Dinge, die weit von der Alltagserfahrung abweichen. Der Kohlenstoff im Inneren Ihrer Knochen stammt aus der Mitte längst explodierter Sterne. Wir alle sind letztlich Kinder von Supernovae und materiell mit dem ganzen Kosmos verbunden. Naturwissenschaftlich können wir daraus keinen Sinn ableiten. Die Physik kann nicht einmal fragen, warum unser Universum so ist und nicht anders.

Welche Konsequenzen ergeben sich daraus?

Das muss jeder selber entscheiden. Die einen sagen: Ich lasse nur das physikalisch Beweisbare zu. Die anderen sagen: Ich bin offen, mir ist klar, dass die Erkenntnisse begrenzt sind. Ich persönlich kann mir problemlos Dinge vorstellen, die über physikalische Erkenntnisse hinausgehen. Ich kann glauben. Meine Methoden beeinflusst das nicht.

Ein gläubiger und ein agnostischer Physiker betreiben die gleiche Physik?

Unbedingt.

Sind Sie manchmal froh, wenn Sie nach Wochen erfolgloser Testreihen aus dem Laborfenster schauen und in wolkige Warum-Fragen entschweben können?

O ja. Da gibt es eine schöne Anekdote von Heisenberg, der nach einer komplizierten Diskussion über die mathematische Struktur des Raums plötzlich aus dem Fenster blickt und sagt: "Das ist ja alles gar nicht wahr, der Himmel ist doch blau und da fliegen die Vögel." Natürlich ist die andere Perspektive erholsam. Sehr sogar.

Wie vereinen Sie diese beiden Sichtweisen?

Ich versuche, meine Überzeugungen so miteinander in Einklang zu bringen, dass sie mich rational befriedigen. Für die Naturwissenschaft ist der Mensch nur eine biologische Maschine. Daneben steht die Sehnsucht, dass das Leben einen Sinn hat, dass wir mehr sind als nur Automaten. Der Glaube kann auf diese Weise einen Sinn vermitteln – wenn man das Glück hat, glauben zu können.

Vielen Wissenschaftlern ist es ein rationales Gebot, gerade nicht zu glauben ...

Das ist auch nur eine Glaubensentscheidung. Ich denke, dass man heute in der Physik nicht mehr alles deterministisch sehen muss. Die physikalische Welt ist mittlerweile viel komplexer, als man vor 150 Jahren glaubte. Damals konstruierte man den Gegensatz von Wissenschaft und Glauben.

Dennoch liegt der Glaube an einen Schöpfer, der alles sinnvoll eingerichtet hat, davon sehr weit entfernt.

Sicher sind das Vorstellungen der Religion, die man nicht durch die Naturwissenschaft belegen kann. Da man aber auch nicht das Gegenteil beweisen kann und unser Wissen schlicht nicht ausreicht, muss man jedem seine eigenen Vorstellungen zubilligen.

Sie haben das "Glück des Glaubenkönnens" erwähnt. Wovon hängt das ab?

Naturwissenschaftlich geprägten Menschen fällt das besonders schwer. Sie können nicht ohne Weiteres akzeptieren, dass da jemand behauptet, im Besitz der Wahrheit zu sein, ohne sie beweisen zu können. Für mich deuten viele Erkenntnisse

darauf hin, dass die rein physikalische Sicht beschränkt ist. In der Physik beschreiben wir eine Existenz in Raum und Zeit. Wir sehen aber in kosmologischen Modellen, dass selbst Raum und Zeit im Urknall erst entstanden sind – und in schwarzen Löchern wieder vergehen werden.

Das klingt beunruhigend ...

Im Gegenteil, ich finde das sehr befriedigend. Denn wenn das so ist, dann gibt es möglicherweise auch Dinge außerhalb von Raum und Zeit, die für uns nicht erfassbar sind, sich aber entscheidend auf unsere tatsächliche Existenz auswirken.

Sind Sie trotz oder wegen Ihrer Arbeit heute Christ?

Beides trifft zu. Ich bin in einem liberalen evangelischen Umfeld aufgewachsen. Ich schätze diese Gemeinschaft heute noch ungemein, die Feste, die Kirchenbesuche. Natürlich akzeptiere ich nicht alle Glaubenswahrheiten, die verkündet werden. Manches lasse ich offen, wie das wohl die meisten tun.

Müssen Sie bei Predigten manchmal heimlich ins Gesangbuch beißen, um nicht aufzustöhnen ob mancher Unwissenschaftlichkeit?

Die Bibel ist kein Naturkundelehrbuch. Als Wissenschaftler ist mir natürlich klar, dass sie in vielen Dingen nur symbolisch sprechen kann. Die verwendeten Bilder waren für die Leute von vor zwei- oder dreitausend Jahren geläufig. Heute würde man vieles anders schreiben. Meist nimmt die Predigt auf die menschliche Seite des Glaubens Bezug. Das empfinde ich als sehr befriedigend. Auch Theologen versuchen ja nur, die Welt zu verstehen.

Haben Sie im Zuge Ihrer wissenschaftlichen Laufbahn Ablehnung gegenüber Religion verspürt?

Nein, meine Lehrer waren stets offen. Werner Heisenberg, der meine Doktorarbeit betreut hat, war selbst gläubig. Ich habe nie eine Kluft zwischen mir und anderen Physikern empfunden. Trotzdem gibt es ein Spannungsfeld. Was ich sicher weiß, das ist die Physik, aber das ist mir nicht genug. Doch was ich mir vom Glauben erhoffe, das ist eben nicht so sicher. Das muss ich akzeptieren.

Erhoffen Sie sich Erkenntnisse für die Wissenschaft durch die Religion?

Nein, überhaupt nicht. Der Glaube ist auf das Subjekt beschränkt. Es war ein Fehler, dass man früher versucht hat, naturwissenschaftliche Erkenntnisse aus der Bibel abzuleiten.

Wie sieht Ihre Verständigung mit Atheisten aus?

Eher unerfreulich. Einige denken: Ein Naturwissenschaftler, der kein Atheist ist, muss doof sein. Ich frage mich: Warum lehnen diese Menschen den Glauben so vehement ab? Wenn es keine Wirklichkeit gäbe außer der von uns fassbaren, dann wäre es sehr schwierig, einen Sinn des Lebens herzuleiten.

Muss es diesen Sinn denn geben?

Ist das nicht eine der schönen Sachen am Glauben, dass man plötzlich einen Sinn im Leben und in dieser wunderbaren Welt ringsum erkennt? Dass das kein absurdes Schauspiel vor leeren Rängen ist? Es ist doch sehr trübselig, was die

Naturwissenschaftler zur Sinnfrage zu sagen haben: Alles ist entstanden aus dem Urknall und wird wieder vergehen.

So trübselig wie schlüssig ...

Der Geist, die Schöpfungen des Geistes, all diese wundervollen Dinge sollen für die Katz gewesen sein? Für mich ist diese Vorstellung sehr unerfreulich. Nein, die kann ich nicht akzeptieren. So ein Aufwand sondergleichen für nichts? Ich habe lieber eine Idee, wozu das Ganze gut ist.

Wäre es an der Zeit, die Metaphern und Erklärungsversuche der Bibel zu aktualisieren?

Das fände ich intellektuell reizvoll. Auch die Wissenschaft wird immer weiter verfeinert, je mehr man versteht. Nehmen wir die Geschichte von der Himmelfahrt: Sie wurde von Leuten aufgeschrieben, die nie in den Himmel gefahren sind. Wenn uns der Himmel heute viel näher ist, weil wir ihn mit Flugzeugen erreichen können, dann hat diese Metapher ausgedient. Der Himmel ist uns zu geläufig.

Ist der Gedanke an einen Schöpfergott für Sie logischer als der an viele Götter oder an gar keinen?

Ich halte den Monotheismus für einen intellektuellen Fortschritt der Menschheit. Er entspricht der Motivation der Physik, die eine Vielfalt der Erscheinungen auf wenige, einfache Gesetze zurückführen möchte. Atheismus ist das Gleiche mit umgekehrten Vorzeichen. Logisch betrachtet gibt es da keinen Unterschied.

Sehen das Ihre Kollegen auch so?

Wir sprechen über vieles sehr freimütig, jedoch kaum über den Glauben. Dieses Thema ist äußerst privat. Ich habe nur ganz wenige Kollegen, mit denen ich ernsthaft darüber rede. Keiner von denen ist Atheist.

Verheimlichen Sie Ihren Glauben aus Sorge vor Häme?

Nein, eigentlich nicht. Das ist meine Privatmeinung. Ich bin nicht genötigt, sie preiszugeben.

Hilft es Ihnen, dass Sie in Bayern forschen, wo man das Kreuz verteidigt wie Josef die Unschuld Marias?

Der Wissenschaftsstandort München ist nicht bayerisch geprägt, die Leute kommen von überallher. Trotzdem ist die religiöse Atmosphäre hier eine andere. Es gibt schöne Kirchen, viele Predigten, das soziale Umfeld bietet etwas fürs Gemüt. Das gefällt mir. Mit meinen Kollegen in Potsdam habe ich nie über Glaubensfragen geredet.

Die Zeit der religiösen Physiker wie Max Planck, Albert Einstein, Werner Heisenberg, Pascual Jordan oder Carl Friedrich von Weizsäcker scheint vorüber. Haben Sie bisweilen das Gefühl, zu einer aussterbenden Art zu gehören?

Mei, ich fühle mich eigentlich ganz wohl. Als Stephen Hawking gestorben ist, war ich gerade in Peking an der Uni und habe mit den Kollegen vor Ort darüber gesprochen, was nach dem Tod mit uns passieren könnte. Ein junger chinesischer Physiker sagte etwas Schönes: "Allein schon durch meinen Umgang mit anderen Menschen verändere ich ein bisschen etwas in deren Gehirn und gebe etwas weiter, so vergeht nichts vollständig." Jeder stellt sich solche Fragen.

Dennoch äußern Sie sich eher zurückhaltend über das Metaphysische. In Ihrem Buch *The Wondrous Universe* schreiben Sie einmal schüchtern das Wort "Seele" auf und entschuldigen es sogleich mit Einschüben. Früher war das ein normaler Begriff für Wissenschaftler ...

Wir wissen heute einfach zu viel, um das so übernehmen zu können. Wir müssen diese Begriffe erst wieder in Einklang mit unserem Wissen bringen.

Sie schreiben auch, Wissenschaft und Religion verhielten sich zueinander wie zwei Burgen mit hochgezogenen Zugbrücken. Sie plädieren für eine Annäherung. Haben Sie keine Sorgen vor einem Wiederaufflammen alter Kriege?

Nein, die Religion könnte im Dialog erkennen, dass die Naturwissenschaft den Glauben nicht bekämpft. Aber man muss sehr genau argumentieren und hinhören, die Bedeutung der Begriffe und die Erklärungen verstehen, ihre Grenzen erkennen. Ich versuche das auf gemeinsamen Veranstaltungen mit Geistlichen. Vor allem die katholische Kirche zeigt sich hier offen.

Mit welchem Erfolg?

Tja, ohne Patentrezept hat man schnell das Gefühl, eigentlich nichts erreicht zu haben. Doch über die Dinge zu sprechen ist der erste Schritt. Man sollte nicht der Verzweiflung anheimfallen, sondern die Dinge optimistisch betrachten. Schließlich ist die Welt doch so schön, wenn ich das einmal unwissenschaftlich ausdrücken darf.

Woher rührt Ihr Optimismus?

Das weiß ich auch nicht. Ich beobachte ihn bei vielen Physikern.

Vielleicht weil Sie staunen können?

Möglicherweise. Mich beeindruckt diese unglaubliche Weite und Reichhaltigkeit des Universums noch heute. Milliarden von Galaxien, alle entstanden aus einem sehr einfachen Anfangszustand. Dass wir Menschen verbunden sind mit diesem ganzen kosmischen Geschehen, finde ich sehr motivierend. Ich bin Teil einer gewaltigen Entwicklung. Die Materie hat sich so organisiert, dass Geist daraus entsteht, der dann wiederum die Materie beherrscht und durchdringt. Wer weiß, was da noch alles geschehen wird? Und mittendrin stehen wir, als Teil dieses großen Ganzen. Das ist einfach großartig, ganz fantastisch sogar.

Haben Sie eine Vorstellung davon, was jenseits von Zeit und Raum ist?

Davon gibt es keine Vorstellung. Wir Menschen können die Welt nur in die Kategorien von Raum und Zeit einordnen. Nun zeigt uns die Physik aber, dass auch Zeit entsteht und vergeht. Mathematisch können wir das beschreiben, vorstellen können wir es uns aber nicht. Da bin ich keine Ausnahme. Es wäre schön, wenn ich dafür Bilder hätte.

Versuchen wir es: Was hat Gott während des Urknalls gedacht?

Gedacht? Ich stelle mir vor, er wollte etwas Interessantes schaffen. Einen Raum von Möglichkeiten, in die sich die Welt hineinentwickeln kann. Wohin die Entwicklung geht, hat er offengelassen.

Demzufolge müsste dieser Gott außerhalb von Raum und Zeit stehen ...

Genau, daher ist alles, was wir als zeitlichen Verlauf wahrnehmen, für ihn komplett gegenwärtig.

Wo bleibt da Raum für den freien Willen oder ein Ausweg aus der völligen Unabänderbarkeit der Zukunft?

Das ist eine ketzerische Vorstellung von mir, aber vielleicht wusste Gott auch nicht genau, wie das ablaufen wird, und er wächst selber mit der sich entwickelnden Welt. Naturwissenschaftlich gesagt hätte Gott das Wirkungsprinzip geschaffen und wäre selbst darin verwoben. Durch die Schaffung der Welt wurde eine Entwicklung und Bereicherung für ihn möglich. Jenseits von Zeit und Raum stelle ich es mir auch recht langweilig vor.

Der Kosmos als göttlicher Zeitvertreib?

Vielleicht. Doch das ist eine persönliche Meinung, keine Wissenschaft.

Sind Sie als Wissenschaftler auch offen dafür, dass Ihnen eines Tages jemand eine Weltformel präsentiert, die ganz ohne einen Erschaffer auskommt?

Ich glaube nicht, dass das möglich ist. Die physikalische Erklärung der Welt wird ja um den Preis gewonnen, dass der Erklärer nicht mehr darin vorkommt. Für ihn ist ebenso kein Platz wie für Sinn, Geist oder Gott. Die Glaubensfragen bleiben unbeantwortet, und hier muss eine persönliche Entscheidung getroffen werden. Es gibt für den Glauben nicht die Sicherheit, mit der eine physikalische Formel gilt.

Der Aktivist

Auf seiner Welttournee wird der ehemalige Pink-Floyd-Sänger Roger Waters gefeiert. Aber weil der 75-jährige Brite lautstark die Organisation »BDS« unterstützt, die zum Boykott Israels aufruft, werfen ihm Kritiker antisemitische Motive vor. Er entgegnet darauf: »Man will mir den Mund verbieten!« Ein Streitgespräch

Von Alexander Gorkow, Süddeutsche Zeitung Magazin, 14.09.2018

Roger Waters, 75, Mitgründer von Pink Floyd, einer der einflussreichsten und reichsten Musiker seiner Generation: Lang, zäh, fit und aufgebracht sitzt er zwei Tage nach seinem letzten Deutschland-Konzert in der Suite im siebten Stock des Hotels »Bayerischer Hof« am Promenadeplatz in München. In der Olympiahalle hatte er den Münchner Oberbürgermeister Dieter Reiter attackiert, der Waters zuvor in einer Pressemitteilung der Stadt München antisemitische Ressentiments unterstellt hatte.

Die von Waters geschaffene Musik hat Klassikerstatus, seine laufende Welttournee zählt zu den kommerziell erfolgreichsten in der Geschichte der Popmusik. Zugleich stand in Deutschland in diesem Sommer jener große Vorwurf gegen ihn im Raum: Antisemitismus. Spendete Waters zunächst nur jahrelang viel Geld für kulturelle und humanitäre Projekte in Gaza, so unterstützt er seit 2006 zusätzlich die Kampagne BDS – »Boycott, Divestment, and Sanctions«. BDS-Aktivisten appellieren an Politiker, Firmen, Künstler, Forscher oder Sportler, ihre Auftritte, Investitionen oder Kooperationen im Zusammenhang mit Israel abzusagen oder einzustellen. Als BDS-Aktivist überzieht Waters andere Künstler mit Boykottaufrufen, um diese davon abzuhalten, Konzerte in Israel zu geben. Zwischen dem Jubel für den legendären Musiker und Texter Waters und der heftigen Ablehnung des Aktivisten Waters sieht er selbst, wie er zu Beginn dieses Gesprächs sagt, »eine Mauer des Schweigens«.

Roger Waters und der Interviewer trafen sich nach dem Eklat in München zunächst spontan und für mehrere Stunden. Es wurde in diesem Gespräch immer wieder laut. Man entschied, sich für ein zweites Gespräch wiederzusehen. Bei diesem zweiten Tref-

fen – im »Amstel Hotel« in Amsterdam – wurde das Interview aus München ergänzt und aktualisiert.

SZ-MAGAZIN Sie werden auf Ihrer Welttournee gefeiert, Ihr jüngstes Album bekam hervorragende Kritiken. Aber besonders in Deutschland steht eine schwerwiegende Anschuldigung gegen Sie im Raum: Antisemitismus. Sie haben den Vorwurf zurückgewiesen und während Ihrer Konzerte in München und Berlin Ihrerseits deutschen Politikern Vorwürfe gemacht.

ROGER WATERS Okay, Sie kommen gleich zur Sache, gut ... Mit dem Vorwurf des Antisemitismus wird leider routinemäßig versucht, jeden zu diskreditieren, der Kritik an der israelischen Politik übt. Ihr Oberbürgermeister in München hatte mich zum Beispiel des Antisemitismus bezichtigt. Er hätte gerne mein Konzert abgesagt, weil ich gegen die rechte, religiöse israelische Regierungspolitik Stellung beziehe, die für mich eine Apartheidpolitik ist, und weil ich mich für die Rechte der Palästinenser einsetze. Der Oberbürgermeister hat also keine Ahnung – was soll's, keine Überraschung für mich. Was mich aber beunruhigt hat: dass mir in Deutschland der Mund verboten werden sollte und ich einer Mauer des Schweigens begegnete. Obwohl ich vor rund 90 000 Fans gespielt habe, wollte bis zu diesem Interview hier niemand von den Medien über das eigentliche Thema sprechen.

Also: Sie unterstützen BDS, eine Organisation, die vor allem durch Boykottaufrufe gegen Israel auf die Lage der Palästinenser in Israel, im Westjordanland und in Gaza aufmerksam machen will. Es gibt Gründe, BDS ein antisemitisches Motiv zu unterstellen. Ironischerweise arbeitet diese Organisation, die die Unterdrückung der Menschen in Gaza anprangert, ja selbst mit Unterdrückermethoden. Wovon reden Sie? BDS benutzt keine Unterdrückermethoden. Boykotte haben eine ehrbare Tradition, sei es im Kampf gegen die Apartheid in Südafrika oder in der Bürgerrechtsbewegung der Sechzigerjahre in den USA. Israel unterhält eine mächtige Besatzungsarmee in Palästina, die die Bevölkerung das vergangene halbe Jahrhundert hindurch brutal unterdrückt hat.

Die israelische Armee hat sich aus dem Gazastreifen zurückgezogen. Im von der Hamas regierten Gazastreifen ist kein einziger israelischer Soldat mehr. Die

Hamas aber erkennt das Existenzrecht Israels nicht an.

Seit dem sogenannten Abzug der Israelis ist Gaza ein Freiluftgefängnis, eine von Israel verursachte humanitäre Katastrophe. Unstrittige Tatsache. Israel hält seit elf Jahren eine illegale Belagerung aufrecht – eine Art Kollektivstrafe für die Bevölkerung Palästinas. Gerade erst haben wir erlebt, wie israelische Scharfschützen während der »Great March of Return«-Demonstrationen unbewaffnete palästinensische Demonstranten niedergeschossen haben. Und wenn Sie der BDS-Bewegung Antisemitismus vorwerfen, so unterstellen Sie natürlich mir als Unterstützer von BDS entweder Antisemitismus oder Dummheit. Mit Verlaub: Beides trifft nicht zu. Der Grund, aus dem sich Israel so über BDS aufregt, ist in den Worten des ehemaligen israelischen Generals Amos Gilad folgender: »Wir sind nicht gut in Gandhi.« Israel hat vor nichts mehr Angst als vor einer gewaltlosen Bewegung, die Gleichheit und Gerechtigkeit für alle fordert, unabhängig von Religion oder Ethnie. Genau das ist BDS.

Voriges Jahr wollte die junge Sängerin Riff Cohen aus Tel Aviv, die übrigens arabische Wurzeln hat, beim Pop-Kultur-Festival in Berlin auftreten. BDS setzte die Sängerin unter Druck, weil die israelische Botschaft als Unterstützerin des Festivals in Erscheinung trat. Konkret hätte die Botschaft die Reisekosten der Sängerin mit 500 Euro bezuschusst. Nach Meinung des BDS sollen israelische Künstler nicht mehr in Deutschland auftreten dürfen?

Zunächst einmal ist Ihre Frage irreführend. BDS richtet sich nicht gegen Einzelpersonen. Die Bewegung richtet sich gegen die Regierung Israels und gegen Institutionen, die bei Menschenrechtsverletzungen gemeinsame Sache mit ihr machen.

Riff Cohen ist eine Einzelperson.

Einverstanden. Was BDS bei dem *Pop-Kultur*-Festival gestört hat, war die Unterstützung durch die israelische Regierung. Die nationalreligiöse Regierung Israels sponsert die Reisekosten und andere Ausgaben von Künstlern, um sich mithilfe der Kultur eine weiße Weste zu verschaffen. Festivals wie *Pop-Kultur* in Berlin sind Teil dieser Politik, Israels Image aufzupolieren und illegale Aktionen herunterzuspielen. Niemand unterdrückt Riff Cohen! Sie kann tun und lassen, was sie will. Der Punkt ist, dass die Palästinenser in Gaza nicht frei sind.

Sie verfolgen ein humanitäres Anliegen, nämlich auf die schreckliche Situation in Gaza aufmerksam zu machen. Leider machen Sie sich dabei mit einer Organisation gemein, die Israel das Existenzrecht abspricht.

BDS spricht Israel nicht sein Existenzrecht ab. Die Bewegung hat drei Ziele: das Ende der 1967 begonnenen Militärherrschaft über die Palästinenser in den besetzten Gebieten. Völlige Gleichberechtigung für die palästinensischen Bürger Israels, die etwa zwanzig Prozent der Bevölkerung ausmachen und sich systematischer Diskriminierung ausgesetzt sehen, weil sie nicht jüdisch sind – und Benjamin Netanjahus neues Nationalstaatsgesetz bedeutet, dass diese Diskriminierung von nun an im Gesetz verankert ist, wie Sie wissen. Drittens pocht BDS auf die Durchsetzung des international anerkannten Rechts auf Rückkehr für palästinensische Flüchtlinge, die bei der Gründung Israels und danach aus ihren Häusern vertrieben wurden. Der einzige Staat, dem das Existenzrecht abgesprochen wird, ist Palästina.

Der Leiter des BDS National Committee BNC ist Omar Barghouti. Er sagt: »Es ist unmöglich, Israel als jüdischen Staat auf unserem Land zu akzeptieren.« Ich kenne Omar seit vielen Jahren und habe seine Stellungnahmen verfolgt. Er ist ein Verfechter der Menschenrechte, der 2017 den Gandhi-Friedenspreis der NGO »Promoting Enduring Peace« gewonnen hat. Er kämpft gegen jede Form von Rassismus und religiöser Diskriminierung. Viele Menschen haben Probleme mit einem Staat, in dem eine Gruppe über eine andere Gruppe bestimmt, mit einem Staat, in dem für die beiden Gruppen zusätzlich völlig verschiedene Gesetzeskataloge gelten. Können Sie sich Deutschland mit unterschiedlichen Rechten und Gesetzen für Katholiken und Protestanten vorstellen? In Deutschland sind in diesem Sommer Forderungen laut geworden, mich zu diskreditieren und zum Schweigen zu bringen. Aber ich bin nicht allein. Sehen Sie sich um: Sie werden bemerken, dass jeder, der die israelische Politik gegenüber den Palästinensern kritisiert, auf ähnliche Weise angegriffen wird!

In Deutschland wird niemand daran gehindert, die Siedlungspolitik der israelischen Regierung zu kritisieren, die Zeitungen sind voll davon.

Die israelischen Siedlungen zu kritisieren ist ein guter erster Schritt, aber Sie übersehen das größere Problem jahrzehntelanger Apartheid und ethnischer Säuberung. Und

Schmutzkampagnen gegen Kritiker gehören zu den Lieblingsmethoden der israelischen Regierung. So unterdrückt sie die freie Meinungsäußerung, aber Gott sei Dank mit immer weniger Erfolg. Spreche ich auf dieser Tournee zu meinem Publikum, habe ich den Eindruck, dass die überwiegende Mehrheit der Deutschen der Meinung ist, dass unsere Brüder und Schwestern überall auf der Welt gleiche Menschenrechte und Bürgerrechte nach internationalem Recht genießen sollten, unabhängig von Religion und Volkszugehörigkeit.

Omar Barghoutis Worte zielen auf das Ende der Existenz Israels. Wollen Sie das?

Das israelische Volk muss entscheiden, ob es will, dass sein Staat weiter existiert. Die aktuelle Regierung verfolgt eine Groß-Israel-Politik, sie will das ganze Gebiet des historischen Palästinas kontrollieren. Ein solcher Staat ist ein Apartheidstaat, das ist nicht hinnehmbar. Außerdem wurden Omars Worte aus dem Zusammenhang gerissen. Sie fielen 2013 in einer im Fernsehen übertragenen Diskussion in Oslo. Er sagte, dass »ein jüdischer Staat in Palästina, egal welcher Form und Beschaffenheit, den Grundrechten der eingeborenen palästinensischen Bevölkerung widerstrebt und ein System der Rasendiskriminierung schafft, dem man sich kategorisch entgegenstellen muss – so wie wir uns auch einem ›muslimischen Staat‹, einem ›christlichen Staat‹ oder jedem anderen ausgrenzenden Staat entgegenstellen würden«.

Glauben Sie im Ernst, dass BDS eine friedliche Zweistaatenlösung anstrebt?

Natürlich. BDS hatte immer das Ziel einer friedlichen Lösung, die die Menschenrechte sowohl der Palästinenser als auch der Israelis respektiert. Ob diese Lösung in einem oder in zwei Staaten liegt, ist nebensächlich. Man sollte aber erwähnen, dass Ihre Frage nach einer Zweistaatenlösung ziemlich gegenstandslos ist, nachdem mehrere aufeinanderfolgende israelische Regierungen über zwei Jahrzehnte lang die Möglichkeit einer Zweistaatenlösung zunichtegemacht haben, indem sie immer neue illegale Siedlungen auf gestohlenem Palästinenserland errichten ließen.

Haben Kritiker dieser Politik von einer »jüdischen Lobby« gesprochen?

Ich weiß es nicht, ich bezweifle es.

Doch, haben sie. Was ist das, die »jüdische Lobby«?

Nun, von einer »jüdischen Lobby« zu sprechen ist falsch. Obwohl viele Unterstützer Israels Juden sind, kritisieren ja auch sehr viele jüdische Amerikaner die israelische Politik. Viele Christlich-Evangelikale hingegen nicht. Besser wäre es also, von einer »israelischen Lobby« zu sprechen. Warum »Lobby«? Weil viele zionistische Organisationen und politische Geldgeber wie Sheldon Adelson und Haim Saban enormen Einfluss auf die Israel-Politik der US-Regierung nehmen. Aber wie gesagt, viele amerikanische Juden verurteilen zugleich die amerikanische Politik! Viele von diesen Juden sind der Auffassung, dass die brutale Militärherrschaft über die Palästinenser der dem Judentum innewohnenden Menschlichkeit und ihren eigenen fortschrittlichen Werten diametral entgegensteht. Diese Juden wollen nicht unterstützen, was im Frühjahr am israelischen Zaun zu Gaza vor sich gegangen ist: friedlich protestierende Palästinenser, niedergestreckt von israelischen Scharfschützen, die den Befehl hatten, ihre Opfer zu töten oder zu Krüppeln zu machen. Manchen wurde in den Rücken geschossen.

Friedlich protestierend?

Natürlich, was denn sonst? Ein friedlicher Protest Tausender normaler Leute. Familien, Männer, Frauen und Kinder. Ja, auch ein paar junge Männer, die ihr moralisches und gesetzliches Recht auf Widerstand gegen eine Besatzungsarmee wahrnehmen, Reifen abfackeln und mit Zwillen Steine auf schwerbewaffnete Soldaten schleudern. Mutige junge Männer, die viel zu weit weg waren, um mit ihren Steinschleudern irgendjemanden zu treffen, okay? Ungeschützt, ohne Deckung, von Angesicht zu Angesicht mit der mächtigsten Armee im Nahen Osten ... Kommen Sie, Mann! Bitte! Das war ein Massaker! Mehr als 120 getötete Palästinenser, Tausende verletzt, und von den Israelis hat keiner einen Kratzer abgekriegt.

Unter diesen 120 getöteten Palästinensern waren Dutzende von Hamas-Aktivisten – was Hamas auch zugegeben hat. Möchten Sie die Selbstmordattentate in Jerusalem oder Tel Aviv, die Kassam-Raketen leugnen? In diesem Jahr sind rund hundert Raketen und Mörsergranaten Richtung Israel geflogen.

Nein, natürlich leugne ich das nicht! Aber es wäre herzlos und falsch, das Ganze als bewaffneten Konflikt zwischen zwei vergleichbaren Gegnern zu betrachten. Natürlich ver-

urteile ich den Einsatz von Raketen und Mörsern, die israelische Zivilisten töten oder verletzen. Aber bitte, lassen sich diese ineffektiven Akte des Widerstands mit den Angriffen einer bestens ausgerüsteten Armee und Luftwaffe auf eine letztlich wehrlose Bevölkerung vergleichen? Zwei Millionen verzweifelte Menschen werden in Gaza von einer Armee überwacht, die so gut wie jede Zufahrt auf dem Land- oder Seeweg blockiert und alles, was dort rein- und rausgeht – Strom, Nahrung, Wasser – kontrolliert, abwägt und von allem gerade so viel herausgibt, dass diese Menschen zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben haben. Wundert es Sie, dass es auch militanten Widerstand in Gaza gibt?

Niemand bestreitet, dass die Situation im Gazastreifen schlimm ist, und auch die deutsche Kanzlerin hat Netanjahus Siedlungspolitik kritisiert ...

Es freut mich, dass die Kanzlerin die Siedlungen kritisiert, aber sanfte Ermahnungen reichen nicht. Die EU sollte ein Waffenembargo verhängen – so wie es Menschenrechtsorganisationen wiederholt gefordert haben. Und es so lange aufrechterhalten, bis Israel sich endlich an internationales Recht hält.

Welches Land würde sich nicht gegen Angriffe wehren? Gegen junge Leute, die von ihren Eltern als Selbstmordattentäter nach Israel geschickt werden?

Sie wollen es nicht verstehen, oder? Wir reden hier nicht von gleich starken Parteien, von denen die eine einen schmutzigen Kampf führt, während die andere sich nur verteidigt. Das ist eine Mär, die von den Mainstream-Medien verbreitet wird...

Was, bitte, sind »Mainstream-Medien«?

Lassen Sie mich ausreden. Bei dieser Auseinandersetzung geht es um Land. Und diese Auseinandersetzung hat zwei Seiten. Die eine hat die Oberhand gewonnen und versucht unbittlich, die andere loszuwerden. Es gibt nur einen David in dieser Geschichte, und das ist nicht Israel. Gaza, das sind zwei Millionen Menschen, die in einem Gefängnis gerade mal so überleben! Die Vorstellung, dass es hier um die Selbstverteidigung Israels ginge, ist ein blödsinniger Mythos.

»Mainstream-Medien« sind eine Erfindung von Verschwörungstheoretikern, von rechtsextremen Trollen und Leuten wie Donald Trump. Von Leuten, mit de-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nen Sie nichts zu tun haben wollen, Mr. Waters! Leute, gegen die sich Ihre Songs richten! Ich arbeite seit 25 Jahren für eine große Zeitung. Sie ist mal gut, mal weniger gut – aber was, bitte, ist ein »Mainstream-Medium«?

Okay. Lassen Sie mich erklären. Hier in Deutschland ist das vielleicht anders...

Wir drucken zum Beispiel dieses Interview mit Roger Waters... Weil ich Ihre Tür eingetreten habe, um Sie zu einer Tasse Tee einzuladen.

Meine Tür ist in Ordnung.

Schön ... Jedenfalls: In den USA, wo ich lebe, versteht man unter »Mainstream-Medien« alle gängigen Zeitungen und Zeitschriften, die die Leute so lesen, dazu die gängigen Fernsehsender und Rundfunkanstalten. Die meisten verbreiten eine hegemoniale, auf den Konsumenten zugeschnittene Botschaft und werden von Unternehmen oder Oligarchen kontrolliert, die den Status quo aufrechterhalten möchten. Das ist keine Konspirationstheorie. Das ist eine Beschreibung der Mainstream-Medien in den USA.

Zeitungen berichten über das, was in Gaza passiert. Kolleginnen und Kollegen der freien Presse aus den USA, aus Deutschland, England und so weiter reisen nach Gaza und recherchieren, sie schreiben, sie kritisieren den israelischen Ministerpräsidenten. All das ist möglich und findet statt. Muss ich im Gespräch mit Roger Waters die freie Presse verteidigen?

Natürlich nicht! Wir wünschen uns alle verzweifelt eine freie Presse! Und wenn Sie in Deutschland wirklich eine freie statt einer unternehmensabhängigen Presse haben – umso besser für Sie. Meine Erfahrung in Deutschland war eine andere, ich hatte nicht das Gefühl, dass über den Konflikt zwischen Israel und Palästina unvoreingenommen berichtet wird. In den USA haben wir jedenfalls eine unternehmensgesteuerte Presse. Journalisten, die dort vom gängigen »Israel verteidigt sich nur selbst«-Narrativ abweichen, können Schwierigkeiten bekommen. Was Israel angeht, sind die Mainstream-Medien noch immer parteiisch. Ich hole mir meine Nachrichten inzwischen aus Blogs, die zum Teil von Leuten geschrieben werden, die früher für Mainstream-Blätter gearbeitet und ihre Jobs verloren haben, weil sie Israel kritisiert haben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nennen Sie Namen dieser Kollegen!

Okay. Zwei Namhafte von der Spitze des Eisbergs. Phil Giraldi, entlassen vom *American Conservative* wegen seiner kritischen Haltung gegenüber der israelischen Politik. Philip Weiss hat regelmäßig für den *New York Observer* und das *New York Magazine* geschrieben – bis er Kritik an der israelischen Politik äußerte. Seitdem wurde in keiner der beiden Zeitschriften je wieder ein Artikel von ihm veröffentlicht.

Phil Giraldi ist ein ehemaliger CIA-Spion und Gelegenheitskolumnist. Und die Medien, die Sie im Zusammenhang mit Philip Weiss nennen, bestreiten einen Zusammenhang zwischen seiner politischen Einstellung und der Tatsache, dass er nicht mehr für die beiden Magazine schreibt. Sie sind ein Verschwörungstheoretiker. Tut mir leid, das zu sagen: Sie leben in einer Filterblase!

Einer von uns beiden hier lebt auf jeden Fall in einer Filterblase! Die Suche nach der Wahrheit wird immer schwieriger. Aber vielleicht wird der Raum für Kritik an Israel in den USA und anderswo größer. Deshalb arbeitet Israel so hart daran, BDS zu unterdrücken. Deshalb wollte Ihr Oberbürgermeister in München mein Konzert verbieten.

Auf Ihrer jüngsten Platte, *Is This The Life We Really Want?*, beschreiben Sie den Zustand unserer Welt mit subtiler Poesie. Aber woher rührt die Besessenheit der vergangenen Jahre, Ihr Publikum mit Reden und Kommentaren zu politischen Themen zu bombardieren?

Mein guter Freund, Sie haben nicht aufgepasst! Meine politischen Überzeugungen und die Tatsache, dass ich diese Überzeugungen äußere, reichen zurück über die ganze Zeit meiner zwanzig Jahre mit Pink Floyd und der dreißig Jahre, seit ich Pink Floyd verlassen habe. Womöglich haben Sie mein Werk nie verstanden. Oder wussten Sie, dass Pink Floyd während meiner Jahre in der Band zutiefst politisch war?

Pink Floyd waren poetisch und philosophisch. Dann wurden sie politisch. Erst später, unter Ihrem erheblichen Einfluss, tagespolitisch. *The Dark Side Of The Moon* oder *Animals* berühren grundsätzliche Fragen von Einsamkeit, Isolation, Auflehnung. Jetzt werfen Sie Botschaften in die Konzertarenen: Wehrt euch gegen Orbán, wehrt euch gegen Zuckerberg, wehrt euch gegen dies, wehrt euch gegen das. Wieso lassen Sie nicht zeitlose Songtexte wie die von *Pigs in Ruhe* wirken?

Wozu die Zusatzbotschaft »Trump ist ein Schwein«?

Es sind nicht mehr die Siebziger! Wir leben in einer anderen Zeit. Die Welt ist ein gefährlicherer Ort geworden, wir müssen die Dinge beim Namen nennen. In der Pause meiner Show steht »Resist Mark Zuckerberg!« auf dem LED-Bildschirm, weil ich die Zusammenarbeit von Facebook und Google mit der US-Regierung für gefährlich halte. Sie kontrollieren, zensieren und manipulieren! Wir sind von Propaganda umgeben, und deshalb nutze ich die Gelegenheit, Botschaften wie »Lasst nicht zu, dass die Schweine Julian Assange zum Schweigen bringen« zu verbreiten.

Nun, mit der Konsequenz ist es so eine Sache. Sie sind selbst bei Facebook.

Sie wollen sagen, dass es nicht konsequent ist, Facebook zu kritisieren und gleichzeitig zu nutzen? Okay, Sie haben recht. Zu meiner Verteidigung: Ich versuche immerhin, konsequent das Richtige zu tun.

Einer Ihrer größten Songs, Pigs von 1977, beschreibt eine dunkle Macht. Die Poesie dieses Songs ist größer als Donald Trump. Es kommt mir vor, als würden Sie dieses zeitlose Lied schrumpfen, wenn Sie es der schnellen Wirkung an einem Konzertabend halber auf eine Protestnote gegen Trump reduzieren.

Hm. Ja. Ich verstehe, was Sie meinen, und irgendwie stimme ich Ihnen auch zu. *Pigs* ist ein guter Song, und Trump ist fünftklassig. Aber ich sehe nicht ein, warum es den Song schmälern sollte, wenn man ihn gegen Trump einsetzt.

In Berlin attackierten Sie während Ihres Konzerts rund acht Minuten lang Felix Klein, den Antisemitismus-Beauftragten der Bundesregierung. Er hatte Ihr Engagement für BDS kritisiert. Kaum einer der vielen Tausend Menschen in der Halle hatte je von Felix Klein gehört. Eine Wutrede...

Eine Tirade, ja. Viel zu lang. Sie haben recht. Ich glaube auch nicht, dass Klein etwas Konkretes gegen mein Konzert gesagt hatte. Ich habe mich über den Druck aufgeregt, der auf deutsche Banken ausgeübt wird, BDS ihre Dienste zu verweigern. In München habe ich gegen Ihren Oberbürgermeister aufbegehrt, der mein Konzert unterbinden wollte – und den ich hoffentlich wegen übler Nachrede drankriege. Die Rede in München war schon nicht mehr ganz so vehement wie die gegen Felix Klein. Und viel kürzer. Ich lerne dazu! Reden zu halten ist Neuland für mich. Aber ich verstehe, was Sie

meinen. Ich gehe das Risiko ein, auf meinen Konzerten die Stimme zu erheben, um mein Publikum zu ermutigen, ebenfalls für seine Überzeugungen einzustehen, nicht weiter zu schweigen.

Warum sollten Israelis, darunter die vielen, die Netanjahu ablehnen, keine Konzerte von Neil Young, Radiohead oder Nick Cave in Israel erleben? Alles Künstler, die Sie aufgefordert haben, nicht in Israel aufzutreten.

Hätten Sie Nelson Mandela oder Desmond Tutu dieselbe Frage zum Boykott gegen Südafrika gestellt? Oder Martin Luther King und Rosa Parks, die Boykotte genutzt haben, um gegen die Rassentrennung in den USA zu kämpfen? Natürlich sollen Israelis Konzerte von Neil Young oder Nick Cave erleben. Aber nicht bevor Palästinenser dieselben Menschen- und Bürgerrechte haben wie die Israelis – sodass auch sie zu Neil Young und Nick Cave gehen können, wenn sie das wollen. Nick Cave und Radiohead wurden nach ihren Auftritten von Israel gefeiert.

Helfen Sie mit diesen Boykott-Aktionen einem einzigen Palästinenser?

Ich helfe ihnen allen! Jedem Einzelnen von ihnen!

Glaube ich ja nicht.

Es ist egal, was Sie glauben! Ich liebe diese Menschen, und das wissen sie.

Wie unterstützen Sie diese Menschen?

Indem ich ihre Schreie erhöere! Indem ich dazu beitrage, ihren Schrei nach Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit zu verbreiten! Indem ich mit Ihnen rede, indem ich Lärm mache, indem ich meine Meinung sage. Indem ich protestiere. All diese Sachen zusammen bündeln das Licht, und dieses Licht scheint auf einen sehr dunklen Platz auf dieser Welt, der sonst vergessen wird: »Each small candle lights a corner of the dark.« Sie kennen den Song! Was soll denn der richtige Weg sein? Was würden Sie tun?

Darüber schreiben, reden und singen. Ist alles möglich und erlaubt. Und es wird gemacht. Zum Beispiel in dem Magazin, mit dem Sie gerade reden.

Der Boykott Südafrikas in den Achtzigern, als große Künstler sangen »Ain 't Gonna Play Sun City«, war das falsch? Hm?

In dieser elenden Welt boykottieren sich alle gegenseitig. Sie boykottieren Israel. BDS boykottiert junge Künstler aus Israel. Nach diesem Interview werden einige sagen: Warum hat das SZ-Magazin nicht Roger Waters boykottiert? Israel-Hasser werden sich Sätze von Ihnen rauspicken, um Hass auf Israel zu schüren. Aber kann das der richtige Weg sein? Haben Sie je darüber nachgedacht, andere Methoden des Protests anzuwenden?

Darüber denke ich die ganze Zeit nach. Und falls ich oder jemand anderes bei BDS eine wirksamere Methode findet, werden wir sie einsetzen.

Bei Ihrem Auftritt in der Münchner Olympiahalle haben Sie den Umstand, dass Münchens Oberbürgermeister Dieter Reiter sich von Ihrem Auftritt distanziert hatte, mit den Bücherverbrennungen der Nazis verglichen. Es gibt da eine Vereinbarung unter uns Deutschen: Vergleiche niemals etwas mit den Verbrechen des NS-Regimes! Sechs Millionen ermordete Juden sind eine Schuld, die sich mit nichts vergleichen lässt, und die Bücherverbrennungen gehören dazu.

Ich kann Ihr Gefühl einer Nationalschuld bezüglich des Holocaust zwar nicht nachempfinden, aber nach meinem Aufenthalt in Deutschland und auch durch dieses Gespräch hoffe ich, das Gefühl besser zu verstehen. Wenn ich durch meine Erwähnung der Bücherverbrennungen in München Salz in offene Wunden gestreut habe, bedaure ich das zutiefst. Aber mich zum Schweigen zu bringen, so wie Ihr Oberbürgermeister das täte, wenn er könnte – das ist das Gleiche, wie ein Buch zu verbrennen. Bücher werden verbrannt, um Autoren zum Schweigen zu bringen und Gedanken auszulöschen. Es berührt mich wirklich, Sie über diese Dinge reden zu hören. Vielleicht sind die Deutschen und die jüdische Gemeinschaft in einem immerwährenden Tanz gefangen, in dem jeder Schritt eine Qual sowohl für den ehemaligen Mörder als auch für das damalige Opfer ist. Vielleicht macht es uns blind, wenn wir sehen sollten, und stumm, wenn wir sprechen sollten?

Der Holocaust war singulär. Es wurden sechs Millionen Juden im Rahmen eines industriellen Prozesses vernichtet. Diese Idee trieb als Erstes in der Stadt München Blüten, quasi vor der Tür des »Bayerischen Hofs«, in dem Sie übernachtet haben.

Ich weiß das, ich bin über diesen Horror sehr gut informiert. Ich würde ihn niemals kleinreden.

Dies ist auch die Stadt von Hans und Sophie Scholl, die in München wegen ihrer Überzeugungen enthauptet wurden.

Auch das weiß ich, ich kenne die Geschichte der »Weißen Rose«. Ich habe in München die Gräber von Hans und Sophie Scholl und Christoph Probst besucht, wie heißt der Friedhof?

Friedhof am Perlacher Forst.

Genau. Alle Nationen, die in der Vergangenheit Kolonialmächte oder rassistisch waren, tragen eine Schuldenlast. Was wir Briten in Indien gemacht haben. Was Stalin in Russland und den früheren Sowjetrepubliken gemacht hat. Was König Leopold von Belgien im Kongo gemacht hat, als er Schwarzafrikaner versklavte. Der Völkermord an den amerikanischen Ureinwohnern. Jede Form von Unterdrückung, Massenmorden, Völkermord widert mich an.

Angefangen hatte alles mit dem Boykott jüdischer Geschäfte und Waren. Die Mutter meines Vaters ging in München mit ihrer jüdischen Freundin Frau Prag ins Feinkostgeschäft, weil Frau Prag allein dort auf einmal nicht mehr bedient wurde. Wieso sollten ausgerechnet wir Deutsche es großartig finden, dass ein Rockstar dazu drängt, wieder Juden zu boykottieren?

Es ist absolut ungeheuerlich, auch nur andeutungsweise das, was BDS tut, mit dem vergleichen zu wollen, was Hitlers Braunhemden in den Dreißigerjahren den deutschen Juden angetan haben! Das ist pervers, sehen Sie das nicht? Aber ich fange langsam an, diese besondere deutsche Sensibilität zu verstehen. Also, dieses Gespräch ... Ich denke, ich verstehe dieses Schweigen um mich herum in Deutschland nun besser. Danke dafür. Ich frage mich allerdings, ob Sie den Standpunkt eines Palästinensers verstehen können, der sich ein normales Leben wünscht mit der Freiheit, seine Familie zu versorgen und seine Kinder in Sicherheit und Frieden großzuziehen?

Ich respektiere Ihr Mitgefühl mit den Palästinensern. Was ich irritierend finde, ist, dass Sie die Schuldigen ausschließlich auf der israelischen Seite verorten,

die Opfer ausschließlich auf der palästinensischen. Was diesen Konflikt angeht, ist Ihre Weltsicht schwarz-weiß.

Sie haben recht. Sie ist schwarz-weiß. Es gibt die Unterdrückten und die Unterdrücker. Um Desmond Tutu zu zitieren: »Wenn man in ungerechten Situationen neutral ist, hat man sich für die Seite des Unterdrückers entschieden.« Wenn es Unterdrückte und Unterdrücker gibt, ist es schwarz-weiß. Desmond Tutu hat die israelische Apartheid als vergleichbar mit der in Südafrika bezeichnet.

Weil sich alle nur noch gegenseitig anschreien und niemand wirklich zuhört, ist die Debatte von Missverständnissen und bewusst eingesetzten Halbwahrheiten geprägt. Eine davon, die immer noch gedruckt und im Internet verbreitet wird: dass Sie den Davidstern auf einem fliegenden Schwein zeigen, das bei Ihren Konzerten als Orwell'sches Symbol durch die Luft fliegt.

Richtig. Der Davidstern ist seit 2013 nicht mehr auf dem Schwein. Wir haben ihn nach einem Open-Air-Konzert in Belgien entfernt.

Der Stern ist ein religiöses Symbol.

Stimmt. Aber auf das Schwein waren auch andere religiöse Symbole aufgemalt. Ein Kruzifix, eine muslimische Mondsichel mit Stern, dazu Firmenlogos von Shell, Mercedes, und so weiter. Das Schwein war voll davon! Nach meiner Ansicht alles symbolhaft für schlechte Einflüsse auf das menschliche Leben und die Gesellschaft.

Vielleicht zu viel Symbolik auf einem Symbol, das schon für sich ein starkes Symbol ist?

Okay, wollen Sie meinen Job machen?

Die Leute verstehen doch Abstraktionen, sie brauchen nicht alle fünf Minuten einen Leitartikel, es nimmt der Musik, nun ja, hier und da die Magie.

Was die Symbole in der *Wall-Show* angeht, bin ich selbstverständlich nicht Ihrer Meinung. Sonst hätte ich sie in der Show nicht benutzt. Die Wirkung einer Show entsteht immer erst durch die Details dieser Show. Bei der *Wall-Show* haben wir während des Liedes *Goodbye Blue Sky* Symbole gezeigt, die wir wie Bomben aus den Kammern von B52-Bombern regnen ließen. Sie stehen für unheilvolle Einflüsse: Davidstern, Kruzifix,

Dollarzeichen, Firmenlogos und andere. Es war berührend, stark, poetisch. Warum war es so? Weil ich es sonst nicht gemacht hätte. Wissen Sie: Die Kunst anderer zu kritisieren, ist immer so eine Sache ... Sie kennen die Geschichte, in der jemand Vincent van Gogh über die Schulter schaut und sagt: »Findest du nicht, dass die Sonnenblumen zu gelb sind?«

Warum sind Sie so fokussiert auf Israel?

2006 war ich für ein Konzert in Tel Aviv gebucht. Ich wurde von vielen gebeten, mir das zu überlegen – besonders von der damals noch sehr jungen Bewegung BDS. Schließlich sagte ich den Auftritt ab und verlegte ihn in eine ländliche Gemeinde namens Neve Shalom/Wahat Asalem, eine landwirtschaftliche Kooperative von Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen. Ein echtes Friedensdorf. Wir hatten ein Publikum von 60 000 Leuten. Echte Pink-Floyd-Fans, die Leute sangen jede Zeile mit. Am Ende des Konzertes sagte ich: »Ihr seid die Generation junger Israelis, die Frieden mit euren Nachbarn schließen muss.« So. Und: Es war, als hätte man einen Hebel umgelegt. Das Publikum wurde auf die Sekunde still, als wären sie zu Stein erstarrt. Verständnislose Gesichter: »Wovon redet der?« Vorige Woche in Berlin habe ich einen Typen aus Israel getroffen, der damals dabei war. Der hat es begriffen. Er war damals so bewegt von dieser Stille, dass er für einige Tage in die Wüste ging, um über sein Leben nachzudenken. Er hat Israel verlassen. Er lebt jetzt in Berlin.

Möglicherweise wird er in Berlin attackiert, weil er Jude ist. Sie wissen, dass Juden, die sich als solche zu erkennen geben, in Deutschland gefährlich leben? Dass es Angriffe gibt am helllichten Tag, gegen Juden, jüdische Schüler, Restaurants? Dass jüdische Eltern Angst um ihre Kinder haben?

Ich weiß von diesen Angriffen. Sie sind widerwärtig! Rassistisch! Ich weiß von einem tief verwurzelten Antisemitismus – in Teilen der deutschen Gesellschaft ebenso wie in den Gesellschaften anderer Länder, einschließlich meinem, dem Vereinigten Königreich. Es ist abstoßend. Aber die Antisemitismus-Karte gegen Leute auszuspielen, die palästinensische Rechte verteidigen, wird nicht weiterhelfen! Sehen Sie, ich kannte meinen Vater nicht, weil er im Krieg gestorben ist – im Kampf gegen die Nazis. Also hat meine Mutter mich und meinen Bruder allein großgezogen, und sie hat uns gelehrt, uns

für Unterdrückte einzusetzen. Meine Mutter hat sich immer für die Juden eingesetzt, so wie ich auch, und heute würde sie sich für die Palästinenser einsetzen, wenn sie noch am Leben wäre. Das erinnert mich an etwas, was Sophie Scholls Vater angeblich eines Abends bei einem Spaziergang entlang der Donau zu seinen Kindern gesagt hat: »Ich möchte, dass ihr gerade und frei durchs Leben geht, wenn es auch schwer ist.«

Millionen sind mit den Texten und der Musik von Ihnen und Pink Floyd aufgewachsen, bewegt von den Fragen und Zweifeln in Ihren Songs. In letzter Zeit stellen Sie nicht viele Fragen. Sie geben viele Antworten. Erzählen Sie mir von den Momenten, in denen Sie immer noch zweifeln?

Hören Sie: Sind wir Menschen oder Lemminge? Folgen wir dem halsbrecherischen Zerstörungskurs der Kriegsherren, die diesen verletzlichen Planeten mitsamt allen Lebewesen zu vernichten drohen? Oder widersetzen wir uns? Wir werden es bald herausfinden. Ich werde mich mit jedem Atemzug gegen sie wehren. Das Leben ist zu wertvoll, um es auf dem Altar der Gier zu opfern.

Wie verbleiben wir? In Anlehnung an Ihren Song Breathe würde ich gern sagen: »Leave but don't leave me« – und damit schließen, dass ich glaube, dass die Methoden des BDS falsch sind. Gleichzeitig sind Sie davon überzeugt, dass ich ein Opfer israelischer Propaganda bin?

Okay, lassen Sie uns so verbleiben. Obwohl, ich muss bitte schnell noch mit Goethe sagen: »Niemand ist hoffnungsloser versklavt als der, der fälschlich glaubt, frei zu sein.«

Danke. Gut, dass wir gesprochen haben.

Ja, gut, dass wir gesprochen haben.

»Ich wäre in der Stunde seines Todes gern bei meinem Vater gewesen«

Altkanzler Helmut Kohl starb vor einem Jahr. Sein Sohn Peter hatte ihn da schon lange nicht mehr gesehen. Hier spricht er über das politische Erbe seines Vaters – und Erinnerungsstücke, die er vermisst

Von Marc Brost und Stefan Schirmer, ZEITmagazin Nr. 24, 07.06.2018

Peter Kohl, 52, ist der jüngere Sohn des früheren Bundeskanzlers Helmut Kohl. Der Volkswirt führt heute von der Schweiz aus sein eigenes Unternehmen für Vermögensverwaltung und Technologieberatung. Mit seiner Frau Elif, die aus der Türkei stammt, hat er eine Tochter

Herr Kohl, werden Sie oft als Sohn Ihres Vaters erkannt?

In letzter Zeit seltener. Ich habe stark abgenommen.

Wie kam es dazu?

Nach dem Tod meines Vaters habe ich viel über ihn und mich nachgedacht. Nach seinem schweren Unfall 2008 hat mein Vater gesundheitlich sehr gelitten, was aber auch eine Konsequenz seiner früheren, ungesunden Lebensweise war. Er saß im Rollstuhl, wurde auch neurologisch zum Pflegefall. Sein hohes Übergewicht und seine mangelnde Bewegung haben ihm viele Probleme bereitet. Diesen Weg möchte ich in meinem Leben nicht gehen.

Also haben Sie Ihr Leben verändert?

Ich habe meine Ernährung umgestellt und treibe täglich Sport.

Was hätte Ihr Vater zu Ihrer Veränderung gesagt?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich wünschte mir, ich könnte die Zeit zurückdrehen und ihm zeigen, dass man gewisse Dinge auch ändern kann. Er war mein Vater, ich machte mir um seine körperliche Verfassung Sorgen.

Wir treffen uns wenige Tage vor dem ersten Todestag Ihres Vaters, wir wollen gleich noch über ihn und sein politisches wie persönliches Erbe sprechen. Sie sind sein jüngerer Sohn. Ihr Bruder Walter ist zwei Jahre älter. Wie nah stehen Sie beide sich?

Wir haben ein sehr enges Verhältnis, so eng, wie es sonst wohl fast nur Zwillinge haben.

Was unterscheidet Sie von Ihrem Bruder?

Wir hatten in der Jugend unterschiedliche Interessen. Meine waren Luft- und Raumfahrt, Programmieren, aber auch Philosophie. In der Familie Kohl galt ich damit als aus der Art geschlagen. Ich weiß noch: Um 1977 kam der Computer Apple II nach Deutschland. Ich war zwölf und sparte eisern – ich musste dieses Gerät haben! Meine Mutter war dagegen, ihr war das zu teuer, also habe ich meinen Vater beknet. Gemeinsam gingen wir zu einem Computerhändler in Mannheim, und dann hat Helmut Kohl einen der ersten Apple II in Deutschland gekauft. Er gab mir noch Geld dazu, damit es auch für das Diskettenlaufwerk reichte.

Wissen Sie den Preis noch?

Mehr als 2500 Mark, glaube ich, sehr viel Geld! Der Ladenbesitzer hat gestaunt, wer da kommt. Dass Helmut Kohl ein untechnischer Mensch war, ist eine grobe Untertreibung. Mein Vater hat in seinem Leben nie einen Computer angefasst oder jemals im Internet gesurft, konnte kein Handy bedienen. Der Händler damals begriff schnell, dass mein Vater ahnungslos war und seinen Sohn die Verhandlungen führen ließ.

Ihr Bruder hat lange darunter gelitten, »der Sohn vom Kohl« zu sein: Er wurde in der Schule angefeindet und gedemütigt.

Im Unterschied zu meinem Bruder gaben mich meine Eltern auf die örtliche Waldorfschule – aus Gründen, die ich heute nicht mehr nachvollziehen kann. Denn gerade mein Vater wurde dort ideologisch doch als Gegner betrachtet. Ich wurde

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sozusagen in ein ideologisches Wechselbad gestoßen: hier das konservative Elternhaus, dort die anthroposophisch-friedensbewegte Schule.

Zu sagen, Sie seien wohlbehütet aufgewachsen, dürfte stark untertrieben sein.

Seit ich mich erinnern kann, wurden wir durch bewaffnete Polizei vor unserem Haus geschützt. Als Kind hatte ich eigentlich wenig Angst um mich selbst, schwierig waren eher gewisse negative Reaktionen auf unseren zunehmenden Personenschutz. Meine Schulfreunde durften mich besuchen, aber im Auto mitfahren durften sie häufig nicht, weil ihre Eltern das verboten hatten. Wenn man mit mir unterwegs sei, dann werde man totgeschossen, hieß es. Einmal war ich beim Tennis, und wir haben länger gespielt, als vereinbart war. Ich war wenige Minuten überfällig, da stürmte ein Sondereinsatzkommando mit Maschinenpistolen den Platz, um mich herauszuholen. Das waren solche Erlebnisse.

Wie blicken Sie heute auf Erfahrungen wie diese?

Im Abstand der Jahrzehnte ist diese Zeit auch gefühlt so fern. Ich lese gerade das Buch »Die RAF hat euch lieb« von Bettina Röhl, der Tochter von Ulrike Meinhof, darin räumt sie, wie ich finde, mit der romantischen Verklärung der damaligen Zeit auf. Auch die Achtundsechziger sind in die Jahre gekommen.

Für Ihre Familie war die RAF eine tödliche Bedrohung.

Sie hat bekanntlich auch Leute im Umkreis meines Vaters bedroht, schwer verletzt oder ermordet. Ich habe mich im Nachhinein darüber gewundert, dass die RAF nicht auch meinen Vater umgebracht hat.

Ein harter Satz.

Eine nüchterne Analyse. Von meinem Vater weiß ich, wie umfassend die Staatssicherheit der DDR über den Personenschutz für unsere Familie und die Erkenntnisse des BKA zu geplanten Attentaten informiert war. Wie man weiß, waren sich Stasi und RAF sehr nah. Und ein Mordanschlag auf Helmut Kohl hätte die Republik erbeben lassen.

Wie haben Sie als junger Mensch auf die ständige Bedrohung reagiert?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich bin nach der Schule zwei Jahre zu den Fallschirmjägern der Bundeswehr gegangen. Ich wollte mich richtig wehren können. Ich bin mit Schusswaffen aufgewachsen, wurde als Kind auf Schießstände der Ludwigshafener Polizei mitgenommen.

Durften Sie auch schießen?

Ja, schon. Mich hat damals aber ein anderer Punkt viel mehr beeindruckt: Um unsere Familie herum gab es Menschen, die sich bei einem Attentat dazwischengeworfen und die Kugel genommen hätten, für meinen Vater und meine Mutter ebenso wie für uns Kinder. Etwa Ecki Seeber, der langjährige Fahrer meines Vaters: Er hätte jederzeit sein Leben für uns gegeben. So etwas vergisst man nie.

Sie sind für dieses Gespräch aus der Schweiz angereist.

Seit 2009 leben meine Familie und ich in London und am Zürichsee.

Was machen Sie beruflich?

Ich habe ursprünglich am Massachusetts Institute of Technology, dem MIT, in den USA Ingenieurwissenschaften und Wirtschaft studiert, war dann für internationale Investmentbanken in London tätig, bevor ich mich selbstständig gemacht habe. Vor 15 Jahren fing ich an, Start-ups zu begleiten und auch in solche Unternehmen zu investieren: Mich faszinieren Biotechnologie, IT und aktuell besonders auch Cybersecurity.

Wie blicken Sie von außen auf die Digitalisierung in Deutschland?

Bei diesem Thema kommt mir die Diskussion oft angstgetrieben vor. Nicht die Chancen, sondern die Gefahren stehen im Vordergrund. Zu viele Menschen haben Angst vor Veränderungen. Dabei wird die ständige Veränderung zur Norm werden.

Werden Sie selbst dem auch gerecht?

Als Schüler habe ich mich in der zehnten Klasse auf eigene Faust ins Ausland beworben, bin zuerst in England und danach in Frankreich zur Schule gegangen. Und mit Ende 30 bin ich an die Universität Cambridge in Großbritannien und habe dort noch einmal Biotechnologie studiert. In diesem Studienprogramm war ich der älteste Student.

Sie sprachen über die Furcht vor dem Neuen. Gibt es hierzulande nicht auch eine andere Furcht – die vor Fremden?

Ich glaube, die meisten Deutschen haben keine Angst vor Fremden, auch weil sie sich beruflich so intensiv mit anderen Ländern und Kulturen befassen. Es gibt kaum ein Land, das so gut in der Welt verkaufen kann wie gerade die Deutschen, die Exportweltmeister. Damit kommen wir auf eines der Themen, bei denen ich mit meinem Vater über Kreuz lag: dass dieses Land ein Einwanderungsgesetz braucht. Man hätte die Einwanderung schon vor 25 Jahren nach den Bedürfnissen der deutschen Volkswirtschaft steuern sollen, denn die demografische Entwicklung war absehbar.

Warum hat sich Ihr Vater gegen die Vorstellung vom Einwanderungsland gesperrt?

Weil das für das konservative Denken in der CDU eine mentale Grenze überschritten hätte. Unstrittig ist doch, dass man Einwanderung braucht. Die Frage ist nur, welche Einwanderung, in welcher Dosis und wann? Das Gesamtpaket der Maßnahmen muss aufeinander abgestimmt sein. Am Ende müssen Einwanderer das Gefühl haben, dazuzugehören.

Wie hätte Ihr Vater auf das Aufkommen der AfD reagiert?

Ich denke, er hätte es gar nicht so weit kommen lassen. Die Union hatte früher den Anspruch, das ganze demokratische Spektrum rechts der Mitte zu besetzen. Es ist doch so: Wenn sich die CDU weitgehend sozialdemokratisiert, wird zu ihrer Rechten eine Lücke frei. Zumal die Partei unter Angela Merkel jahrelang grundsätzliche Debatten – von der Euro-Krise bis zum Flüchtlingsthema – ausgeblendet hat. Das war die große Chance für die AfD. Nun ist die Glaubwürdigkeit lädiert. Und nun müssen neue Leute kommen, die auch den konservativeren Teil der CDU personifizieren. Den bisherigen Führungsleuten wird man das nicht mehr einfach abkaufen.

Hätte Angela Merkel etwas anders machen können?

Nach ihrer Logik nicht. Sie hat konservative Positionen aufgegeben, um sich an der Macht zu halten. Dass sie damit einen Teil der Bevölkerung nicht mehr in die Volkspartei CDU integriert, hat sie billigend in Kauf genommen. Sie wusste genau, was sie tut.

Sie sind nicht Parteimitglied, oder?

Nein.

Sie sind seit 2001 mit einer Türkin verheiratet. Wie war das, als Sie Ihre Frau Elif Ihrem Vater vorstellten?

Mein Vater und meine Familie haben Elif in einem Krankenhaus in Italien kennengelernt, wo ich nach einem schweren Autounfall auf der Intensivstation im Koma lag. Ich rang mit dem Tod, und Elif wurde von meinen Eltern wie eine Tochter aufgenommen, besonders meine Mutter hat sie schnell in ihr Herz geschlossen. Die beiden Frauen gaben sich gegenseitig Halt.

Schließlich hat Ihr Vater nach türkischer Tradition für Sie in Istanbul beim Vater der Braut um deren Hand angehalten.

Mein Vater und Elif mochten sich sehr. Deshalb hat es mich damals nicht überrascht, dass er nach Istanbul fuhr, um die Wertschätzung für Elif dem Brautvater gegenüber zum Ausdruck zu bringen.

Was für ein Mensch war Ihr Vater?

Er hatte ein Elefantengedächtnis, und mein Eindruck war: Er konnte vieles nicht vergessen, selbst wenn er es wollte, weil er es physisch im Gehirn nicht löschen konnte – dadurch wirkte er nachtragend. Er war vor allem Politiker, Politik und Machtanspruch waren für ihn alles. Alles Weitere, auch die eigene Familie, hatte sich dieser, seiner Politik unterzuordnen. Er lief zu Hochform auf, wenn es um das Stellen großer Weichen ging, für Deutschland und in Europa. Er war kein Mann, der sich mit Details abgeben wollte. Er änderte gerne mal den Standpunkt, wenn es dem eigenen Machterhalt diente. Und er war ein Narzisst. Einen Narzissten in der Familie zu haben erfordert von allen Beteiligten enormen Kraftaufwand.

Helmut Kohl war 16 Jahre lang Kanzler, länger als jeder andere.

Seither betrachte ich es eher als Fluch, wenn Politiker zu lange an der Macht sind. Das ist auch nicht gut für das Land.

Warum?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Weil mit der Zeit eine Situation wie bei Hofe entsteht, die lauter Jasager hervorbringt. Weil sich Routine einschleift. Das lähmt die Fähigkeit und den Willen zu Veränderungen. Ich bin dafür, die Amtszeit des Bundeskanzlers auf zweimal vier Jahre zu begrenzen, wie beim US-Präsidenten.

Haben Sie das Ihrem Vater gesagt?

Aber ja. 1996 bei einem Besuch in seinem Urlaub am Wolfgangsee haben wir heftig darüber diskutiert, ob er bei der Wahl 1998 noch einmal antreten sollte. Mein Vater ließ sich davon nicht abbringen, am Ende war es natürlich allein seine Entscheidung. Ihm ging es um die Durchsetzung des Euro, sagte er. Über die Ausgestaltung des Euro habe ich damals mit ihm hart gestritten.

Ihre Mutter habe als Einzige das große Ego Ihres Vaters bändigen können, sagten Sie einmal.

Falls überhaupt, kann man den großen Narzissten nur bändigen, wenn man ihn von der Pike auf begleitet hat. Meine Mutter kannte meinen Vater wie sonst niemand, seine Stärken und Schwächen. Das schafft ungeheure Vertrautheit. Meine Mutter war sein wichtigstes Regulativ. Sie kam aus einem anderen Milieu als er und hat manche seiner Defizite ausgeglichen. Bei ihr hat er viele Dinge gelernt, die er sonst wahrscheinlich nie gelernt hätte, auch im sozialen Umgang oder in der Beurteilung anderer Menschen. Und meine Mutter brachte noch etwas in die Ehe ein: Geld. Die Familie meines Vaters hatte nämlich keines. Die Beziehung meiner Eltern hielt mehr als 50 Jahre. Meine Mutter zu heiraten war die erste und beste Personalentscheidung im Leben meines Vaters und der Ausgangspunkt einer bedeutenden Politikerkarriere. Das sage ich nicht nur, weil ich ihr gemeinsamer Sohn bin.

Ein großer Wendepunkt im Leben Ihrer Familie war der 5. Juli 2001. Der Tag, an dem Ihre Mutter sich das Leben nahm.

Es sollte eigentlich ein glücklicher Tag werden. An diesem Tag wollten meine Frau und ich meine Mutter anrufen und ihr sagen, dass wir ein Kind bekommen und sie Oma wird. Doch dieser Anruf sollte sie nicht mehr erreichen. Ich weiß noch, wie ich in Oggersheim ankam. Unser Haus war belagert von Kamerateams und Fotografen. Als ich meinen Vater sah, habe ich ihn lange in den Arm genommen. Dieser große,

charismatische Mann war wie zerstört, er hat mir unendlich leid getan. In den Wochen darauf fing er an, offen über seine dunkelsten Gefühle zu sprechen, so wie er es vorher nie getan hatte. Damals bekamen mein Bruder und ich Angst um ihn.

Inwiefern?

Er ließ Bemerkungen fallen, dass es wohl besser wäre, wenn er nicht mehr da sei, trug sich offensichtlich mit Selbstmordgedanken. Mein Bruder und ich haben uns um den Vater gekümmert, auch aus Egoismus: Wir hatten gerade unsere Mutter verloren. Wir wollten nicht auch noch den Vater verlieren.

Sie schrieben nach dem Tod Ihrer Mutter ein Buch über sie. Darin heißt es, Sie hätten damals eine Veränderung im Wesen Ihres Vaters festgestellt, »als ob etwas mir lang Vertrautes gewichen war«. Was meinen Sie damit?

Auf eine gewisse Art hat sich mein Vater gehen lassen. Er erschien mir bisweilen hilflos, auf einmal fehlte die Person, die ihm sagte, wie er bestimmte Dinge zu machen, vor allem andere Menschen zu beurteilen hatte. Das Regulativ war weg. Er hatte seine erfahrenste, seine wichtigste Vertrauensperson verloren.

Hatte Helmut Kohl nicht mehr als genügend Berater?

Gewiss, mehr als genug. Aber nur meine Mutter konnte ihn vor gewissen eigenen Fehlern und Fehltritten bewahren. Dies hat sich in den Jahren nach ihrem Tod leider mehr als bewahrheitet. Wenn man sich die Saga um Heribert Schwan vergegenwärtigt ...

... der als Ghostwriter Ihres Vaters viele Hundert Stunden lang Interviews mit ihm führte und daraus später unerlaubt ein Buch machte.

Ich habe den beiden einmal zwei Stunden zugehört und dachte mir: Um Gottes willen!

Ihr Vater redete sich um Kopf und Kragen?

Er redete maximal offen, wie man eben privat spricht. Aber hier lief ein Tonband mit. Ich habe damals versucht, meinen Vater und seinen Anwalt dazu zu bringen, eine entsprechende Vertraulichkeitsvereinbarung mit Herrn Schwan zu schließen. Aber

damit habe ich mich leider nicht durchsetzen können. So viel Unvernunft hätte es zu Lebzeiten meiner Mutter nicht gegeben.

Vor einem Jahr, am 16. Juni 2017, ist dann Ihr Vater gestorben. Wie haben Sie davon erfahren?

Mit meiner Familie war ich auf einer Bootsfahrt am Rheinfall bei Schaffhausen, als sich eine Bekannte am Handy meldete. Helmut Kohl sei tot, habe sie gerade gelesen – auf Bild.de, wo Ereignisse aus Oggersheim ja als Erstes vermeldet werden.

Als Ihr Bruder die Todesnachricht bekam, fuhr er sofort nach Oggersheim und konnte den Vater noch einmal am Totenbett sehen. Warum sind Sie nicht auch dorthin geeilt?

Von meinem Bruder wusste ich, dass er nur mit letzter Mühe ins Elternhaus gelangt war. Wir haben uns beraten und fanden, dass vor allem die beiden Enkel die Möglichkeit haben sollten, sich vom Großvater zu verabschieden.

Die Szenen von diesem Familiendrama an der Haustür in Oggersheim waren ein großes Thema. Ihr Bruder und die Enkel standen draußen und durften nicht rein. Hatten Sie es auf diese Eskalation angelegt?

Wir dachten, dass zumindest die Kinder ihren Opa noch einmal sehen können, und wurden kalt überrascht, dass das nicht möglich war.

Wie haben Sie selbst Abschied genommen von Ihrem Vater?

Ich musste mich schon 2011 von ihm verabschieden. Damals konnte ich ihn ein letztes Mal besuchen. Er saß im Wohnzimmer in der Ecke im Rollstuhl, ganz allein, in so einer Art Nachthemd. Ich war mit meiner damals neunjährigen Tochter da, er hat sie auch erkannt, hat sie beim Namen genannt. Und dann sagte er: »Jetzt müsst ihr aber gehen, sonst werde ich wieder von Maïke gescholten.« So war es.

Gemeint war Maïke Kohl-Richter, die zweite Ehefrau Ihres Vaters.

Im Übrigen hat er mich mit meinem Bruder verwechselt und mehrfach mit Walter angesprochen. Nach fünf Minuten waren wir wieder draußen. Danach habe ich meinen Vater nie wieder gesehen.

Sie haben nicht versucht, ihn wiederzusehen?

Im selben Jahr wollten Walter und ich am zehnten Todestag unserer Mutter gemeinsam mit dem Vater ihr Grab besuchen. Eine Kontaktaufnahme wurde aber über Wochen verhindert. Als wir schließlich zum Elternhaus kamen, ließ uns Maike Kohl-Richter über die Polizei einen Platzverweis erteilen. Was hätte ich tun sollen? Mir gewaltsam Zutritt verschaffen? Mein Vater lebte wie unter Hausarrest. Wenn man sich das einmal vor Augen führt, ist das unglaublich traurig: Dieses Haus, mein Elternhaus, das meinem Vater jahrzehntelang Schutz geboten hatte, mit seinen hohen Mauern und den Polizisten vor der Tür – dieses Haus war für ihn zum Gefängnis geworden.

Ihr Vater liegt auf einem Friedhof in Speyer begraben. Waren Sie schon einmal dort?

Nein, ich war noch nicht an seinem Grab.

Warum?

Ich will mich beim Trauern nicht von Videokameras überwachen lassen.

Die Kameras, die die Witwe dort hat anbringen lassen, halten Sie fern?

Ich empfinde diese Überwachungsmethoden als übergriffig.

Gibt es einen anderen Ort, an dem Sie sich Ihrem Vater nahe fühlen?

Das Tröstliche, das Schöne ist doch, dass es sehr viele Erinnerungsorte gibt, weil mein Vater so viele Spuren hinterlassen hat. Ganz Deutschland ist ein Erinnerungsort. Erst recht Berlin: Am Brandenburger Tor stand ich 1987 neben ihm, bei Ronald Reagens berühmter Rede. Wenn ich durch diese Stadt gehe, werde ich an jeder Ecke an Helmut Kohl erinnert, an den Fall der Mauer, die Wiedervereinigung.

Besitzen Sie Erinnerungsstücke von Ihrem Vater, so etwas wie seine Manschettenknöpfe?

Ich habe zahlreiche Briefe und andere Papiere, die er mir anvertraut hat, weil er in mir den Familienchronisten sah. Die sind mir wichtiger als Manschettenknöpfe. Leider sind emotional wichtige Erinnerungsstücke meiner Mutter mit seiner zweiten Ehe verschwunden. Auch die legendäre Schreibmaschine, auf der meine Mutter 1989 das Zehn-Punkte-Programm meines Vaters für die Wiedervereinigung getippt hat, scheint abhandengekommen zu sein.

Wie haben Sie die zweite Frau Ihres Vaters kennengelernt?

Mein Vater hat sie uns 2004 vorgestellt. Wenn sie bei Familientreffen dabei war, hat sie so gut wie nichts über sich oder ihre Familie erzählt. Ihr Werdegang, ihre Familie, alles war irgendwie immer geheim.

Mal Hand aufs Herz: Haben Sie wirklich versucht, die neue Frau Ihres Vaters in die Familie einzubinden?

Ich habe sie mehrfach nach London, nach Istanbul und auch auf gemeinsame Urlaube eingeladen, damit wir uns besser kennenlernen.

Wie hat sie auf Ihre Einladungen reagiert?

Erst mit Hinhalten. Später kam nichts mehr. Ich denke, ich war stets höflich zu ihr und habe bestimmt meinem Vater keine Ratschläge gegeben, mit wem er befreundet sein soll.

Wäre dann nicht jetzt eine gute Gelegenheit, sich doch noch miteinander zu versöhnen?

Aus meiner Sicht müsste sie sich mit meinem Vater versöhnen, nicht mit mir. Mein Vater ist doch in der ganzen Geschichte das Opfer. Er wurde von seinem sozialen Umfeld abgeschnitten, er konnte seine Enkel nicht mehr sehen, er hat seine letzten Lebensjahre getrennt von seiner Familie und seinen wichtigsten Weggefährten im Hausarrest verbringen müssen. Er war das Opfer, sicherlich nicht ganz unverschuldet, aber eben auch ein alter, kranker Mann, der das alles nicht verdient hatte. Das ist das eine. Das andere betrifft seinen Tod. Mein Vater hing sehr an seinem Leben. Der Gedanke, tot zu sein, hat ihm überhaupt nicht gefallen. Er hatte Angst vor dem Tod. Und ich wäre in der Stunde seines Todes gern bei ihm gewesen, wäre gern für ihn da gewesen, um ihm diese Angst zu nehmen. Das war mein Wunsch als Sohn. Meine Mutter war ganz allein, als sie ihre Abschiedsbriefe schrieb und durch eine Überdosis Morphium starb. Danach habe ich mir vorgenommen, meinen Vater beim Sterben zu begleiten, ihn nicht alleine zu lassen. Ich wollte für ihn da sein. Aber es war leider nicht möglich.

Ihre Stiefmutter wirft Ihnen vor, Sie hätten Ihren Vater, als es ihm schon sehr schlecht ging, in einen juristischen Erbstreit verwickelt.

Es war anders. Dazu muss ich kurz ausholen. Seit 2011 herrschte zwischen meinem Vater und seiner Familie Kontaktsperre. Selbst die Weihnachtsgrüße der Enkel gingen ins Leere. Uns erreichten nur Anwaltsschreiben, in denen uns alle möglichen Dinge untersagt wurden, etwa das Grab unserer verstorbenen Mutter zu pflegen. Irgendwann fiel mir auf, dass ich noch Anspruch hatte auf meinen Pflichtteil aus dem Erbe meiner Mutter. Also schrieb mein Anwalt nach Oggersheim. Ich bekam keine Antwort. Daraufhin habe ich geklagt und recht bekommen. Ich erhielt rund 140 000 Euro aus dem Erbe meiner Mutter.

Es ging Ihnen ums Geld?

Nein. Es ging darum, Gehör zu finden. Alle an einen Tisch zu zwingen. Mein Bruder und ich wollten, dass wir noch zu Lebzeiten unseres Vaters eine Einigung beim Thema Erbe finden. Die Sache war dann ja auch bald geregelt.

Sie und Ihr Bruder erhielten je 400 000 Euro, die beiden Enkel je 100 000 Euro, heißt es.

Richtig. Helmut Kohls Vermögen beläuft sich dieser Einschätzung nach auf mehr als fünf Millionen Euro, inklusive der Immobilien. Maike Kohl-Richter erbt also circa 80 Prozent der Summe. Ich bin froh, dass wir das schon 2016 geklärt haben.

In einem Interview beklagte Maike Kohl-Richter, Sie und Ihr Bruder hätten »die Vater-Sohn-Beziehung zum Geschäftsmodell gemacht« und würden »seit Jahren den Weg in die Medien« suchen. Stimmt der Vorwurf?

Nein, und er ist leicht zu widerlegen. Das Gespräch, das wir hier führen, ist mein erstes Interview seit Jahren, und ich gebe es auch nur, weil ich zum ersten Todestag meines Vaters über ihn sprechen will. Es gibt darüber hinaus keine weiteren Interviews, auch nicht von meinem Bruder. Wir suchen die Öffentlichkeit nicht. Und mein Honorar aus dem Buch über meine Mutter – etwa 250 000 Euro – habe ich ihrer Stiftung gespendet. Die sechs Monate lange Arbeit an dem Buch, auch die meiner Frau, war also ehrenamtlich. Wo soll da ein Geschäftsmodell sein?

Wir sehen, Sie haben Papiere mitgebracht. Um was geht es?

Es geht um Stasi-Akten. Nach dem Ende der DDR haben meine Eltern und wir Söhne reihum alle verfügbaren Akten über uns eingesehen. Ich habe meinen Vater auch zu Terminen in die Stasi-Unterlagen-Behörde begleitet.

Jeder von Ihnen hat die eigene Akte gelesen?

Das, was man gefunden hat. Die Erschließung der Akten ist keine exakte Wissenschaft, das geht über Fundstellen. Wenn ich mehr Informationen suche, die mich betreffen, würde ich die auch in den Akten meines Vaters finden.

Was zum Beispiel?

Papiere aus der RAF-Zeit. Die Stasi hat die Personenschutzgruppe des Bundeskriminalamts abgehört, die unsere Familie schützte. Sie wusste, welche Drohungen und Anschlagpläne es gegen Helmut Kohl und seine Angehörigen gab. Mehr dazu könnte ich in der Stasi-Akte meines Vaters finden. Nach seinem Tod habe ich deshalb Akteneinsicht beantragt. Doch die wurde mir verweigert – mit Verweis auf zwei Briefe. Darin entzieht mein Vater allen bis auf seine zweite Frau das Recht zur Einsicht seiner Akten. Aber diese Briefe werfen die Frage auf: Wer hat sie unterschrieben?

Hier steht: Dr. Helmut Kohl.

Ich habe beide Briefe akribisch mit anderen Schriftstücken verglichen, die ich von ihm aus den letzten Jahren habe. Und ich und der Rest der Familie bezweifeln, dass mein Vater diese Briefe unterzeichnet hat, geschweige denn, dass er den Inhalt dieser Briefe so wollte oder überhaupt kannte.

Das ist ein ungeheurer Verdacht. Helmut Kohl war schwer krank. Kann es nicht sein, dass sich dadurch seine Unterschrift verändert hat oder mit seinem Einverständnis eine Schablone benutzt wurde?

Ich habe beschlossen, das gerichtlich überprüfen zu lassen. Es geht dabei um mehr: Ich habe Anhaltspunkte dafür, dass auch weitere Dokumente, die von Helmut Kohl unterzeichnet sein sollen, nicht von ihm stammen.

Der Ausgangspunkt war Ihr Wunsch, Einblick in die Stasi-Unterlagen zu bekommen. Warum ist Ihnen das so wichtig?

Weil ich finde: Alle Akten von Helmut Kohl sollten offengelegt werden beziehungsweise an die Archive gehen. Neben den Stasi-Unterlagen meines Vaters auch alle seine amtlichen Papiere. Es gibt nichts zu verstecken.

Hätte Ihr Vater das so gewollt?

Ja. Er legte Wert darauf, dass manches nicht zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wird. Das galt aber nicht für die Zeit danach.

Mutmaßen Sie, oder wissen Sie es?

Das weiß ich von ihm. Es erklärt vielleicht auch, warum er einem Heribert Schwan so freimütig aus seinem Leben erzählt hat. Dass nach seinem Tod das Material offengelegt wird, war ihm wohlbekannt. Und bedenken Sie: Helmut Kohl fühlte sich der Historikerzunft sehr verbunden. Als Kanzler förderte er das Bundesarchiv und auch das Haus der Geschichte. Sein Wille war: Historiker sollten später alles bekommen, was sie brauchen, um sein Leben sauber aufarbeiten zu können. Schon gleich nach Ende seiner Amtszeit 1998 gab er zahlreiche Akten an Archive. Er hat es nicht auf Schönfärberei angelegt, dafür war er sich seiner Lebensleistung zu sicher.

Im Oggersheimer Haus sollen zahlreiche Akten Helmut Kohls liegen.

Ich nehme an, dort lagern noch manche seiner Stasi- und andere Akten, zumindest in Kopien, in unserem früheren Partykeller. Mein Vater machte daraus ein Arbeitszimmer mit tiefen Regalen an drei Wänden. Wenn ich früher zu Besuch war, habe ich mich in diesen Kellerraum gesetzt und in den Akten gelesen. Mein Vater hat mir auch interessante Stellen gezeigt. Es braucht fachliche Kompetenz, um den politischen Nachlass aufzuarbeiten und historisch einzuordnen. Das ist die Sache von Wissenschaftlern, von Fachleuten.

Wie werden Sie den ersten Todestag Ihres Vaters begehen?

Wahrscheinlich treffe ich mich mit meinem Bruder, und wir gehen an einen Ort, an dem wir immer gemeinsam waren mit unserem Vater, mit den Eltern. Und: Ich habe mir nun doch vorgenommen, das Grab meines Vaters zu besuchen.

Sie sagten, Sie wollten sich dort nicht filmen lassen. Wenn Sie am Jahrestag ans Grab gehen, werden Sie noch viel mehr Kameras erwarten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann gehe ich eben einen Tag früher oder später. Oder morgens um zwei.
Irgendwas wird mir einfallen.

"Wir waren wie Kinder"

Norbert Blüm war der einzige Minister, der in der Ära Kohl 16 Jahre lang in dessen Kabinett saß. Sein letzter Brief an den Altkanzler blieb ohne Antwort.

Von Britta Stuff und Markus Dettmer, Der Spiegel, 18.11.2017

Blüm, 82, lebt in einer kleinen Villa in der Bonner Südstadt. Er hat eingewilligt, ein Abschiedsgespräch über Helmut Kohl, Heiner Geißler und die Bonner Republik zu führen. Blüm war von 1982 bis 1998 Sozialminister. Er sagt, er freue sich auf das Gespräch, aber er wirkt seltsam aufgeregt.

SPIEGEL: Herr Blüm, wie haben Sie erfahren, dass Helmut Kohl gestorben ist?

Blüm: Ich glaube, ich habe es im Radio gehört. Ich wusste aus Telefonaten mit Freunden, dass er im Sterben liegt. Ich hatte mich auf seinen Tod schon eingestellt.

SPIEGEL: Was kam Ihnen in den Sinn?

Blüm: Mitleid. Kohl muss sehr verbittert gestorben sein. Er wollte seine Söhne und Enkel nicht sehen, die meisten Freunde waren auch nicht mehr erwünscht. Ecki Seeber, sein ehemaliger Fahrer, kannte in seinem Leben eigentlich nur den Dienst für Kohl, aber auch er durfte nicht kommen. Kohl hätte eigentlich einen anderen Abgang verdient gehabt. Bei aller Kritik an ihm, er war doch ein großer Staatsmann.

SPIEGEL: Sie haben die Trauerfeier von Kohl in Speyer besucht. Fiel Ihnen diese Entscheidung leicht?

Blüm: Ich habe meinen Freund Heiner Geißler angerufen und gesagt: "Hör mal, Kohl wird beerdigt. Jetzt gibt's zwei Möglichkeiten. Wir gehen beide hin, oder wir gehen beide nicht hin. Aber wir lassen uns nicht gegeneinander ausspielen. Sonst ist der eine der Anständige, der andere ist der Trotzkopf." Ich sagte: "Ich bin dafür, dass wir beide hingehen. Am Grab hören alle Gefechte auf."

SPIEGEL: Was sagte er?

Blüm: Er sagte: "Mach ich nicht. Ich geh da nicht hin." Ich rief: "Du Sturkopf! Aber gut, dann bleiben wir beide weg." Dann haben wir eingehängt. So ungefähr 25 Minuten später rief Geißler wieder an und sagte: "Wir gehen."

SPIEGEL: Sind Sie dann zusammen nach Speyer gereist?

Blüm: Ich hab ihn zusammen mit Friedhelm Ost, Kohls ehemaligem Sprecher, an einem Parkplatz auf dem Weg abgeholt. In Speyer gingen wir erst zu einem Vorempfang, wo die CDU-Prominenz sich traf. Die haben mit uns Alten dann geschäkert und posiert. Ich flüsterte Geißler zu: "Hör mal, wir müssen abhauen, das wird zu fröhlich hier." Geißler antwortete: "Komm, wir verschwinden."

SPIEGEL: Und dann?

Blüm: Wir sind zur Kirche und haben uns davor auf eine Mauer gesetzt. Antje Vollmer, die ehemalige grüne Bundestagsabgeordnete, kam vorbei und begann, sich mit Geißler über Gott zu streiten. Geißler hat in seinen letzten Jahren an Gott gezweifelt. In der Messe dachte ich: "Ich kann auf Geißler leider keine Rücksicht nehmen, ich geh jetzt zur Kommunion." Als ich zurückkam, ist er aufgestanden und ging auch. "Aber an Jesus glaube ich", sagte er danach plötzlich im Dom, ohne dass ich ihn gefragt hatte. Was das aber bedeutet, weiß ich nicht. Wir hätten noch viel zu besprechen gehabt.

SPIEGEL: Wie haben Sie sich verabschiedet an dem Tag?

Blüm: Geißler wollte direkt nach der Messe wieder nach Hause. Er hatte keine Lust, danach stundenlang über Kohl reden zu müssen. Wir haben uns durch den Seiteneingang rausgeschlichen. Zwei Wochen vor seinem Tod rief Geißler noch mal an und sagte: "Hör mal, es war doch richtig, dass wir da hingegangen sind."

Heiner Geißler war zwölf Jahre lang Kohls Generalsekretär. 1989 wollte Kohl ihn nicht mehr für den Posten vorschlagen. Geißler plante wiederum mit der damaligen Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth und dem Ministerpräsidenten Baden-Württembergs, Lothar Späth, einen Putsch gegen Kohl. Sie scheiterten. Es kam zum Zerwürfnis zwischen Kohl und Geißler.

SPIEGEL: Was für ein Mensch war Kohl?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Blüm: Er war jemand, der im Grunde seines Herzens geliebt werden wollte. Er hat seine Gutmütigkeit hinter viel Unsicherheit und Aggressivität versteckt. Helmut Schmidt stellte sich selbst nicht infrage, Geißler hatte auch keine Selbstzweifel. Ich meine das weder positiv noch negativ. Sie wussten einfach, wer sie waren. Ich glaube nicht, dass Kohl mit sich in Übereinstimmung war.

SPIEGEL: Warum nicht?

Blüm: Woher diese tiefe Angst kam, dass man denken könnte, er sei ein Provinztrottel, weiß ich nicht. Wenn man ihn traf, hat er oft erzählt, welche Bücher er gerade liest. Das hat keinen interessiert, aber es war ihm wichtig zu signalisieren, dass er nicht die Birne war, die er im "Stern" und im ...

SPIEGEL: ... SPIEGEL war.

Blüm: Der Pfälzer, der Provinzpolitiker, die Birne. Wenn ihr das mit mir gemacht hättet, hätte ich gedacht: "Ihr könnt mich mal." Aber er war tief getroffen. Er wollte ein Mann sein, der gescheit ist. Und kein Dummkopf. Er reagierte auf euch aus verletztem Stolz mit Trotz.

SPIEGEL: Waren Sie jemals Freunde?

Blüm: Wir waren jedenfalls mehr als nur Kollegen. Beruflich haben wir es uns oft schwer gemacht, er hat im Hintergrund getobt, ich auch. Kohl sagte oft: "Mit dem Blüm kannst du viel machen, aber wenn er einen roten Kopf hat und ihm die Nackenhaare zu Berge stehen, musst du aufpassen." Wir waren beide Dickköpfe, die sich gern gestritten haben. Ich war zeitweise darauf vorbereitet, von ihm abgeschossen zu werden.

SPIEGEL: Was heißt das?

Blüm: Es gab eine Zeit, da hatte ich immer ein Schreiben in meiner Brusttasche, wenn ich zu Kohl ging: "Sehr geehrter Herr Bundeskanzler, ich bitte Sie, dem Herrn Bundespräsidenten vorzuschlagen, mich aus dem Dienstverhältnis zu entlassen. Hochachtungsvoll, Ihr Norbert Blüm." Jeden Morgen hat die Sekretärin das Datum ausgewechselt und mir das Schreiben neu mitgegeben. Ich dachte: Wenn ich merke, dass er mich rauswerfen will, ziehe ich das Ding und sage: "Ich gehe!"

SPIEGEL: Wie im Western, wo der gewinnt, der zuerst die Waffe zieht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Blüm: Es war kindisch.

SPIEGEL: Haben Sie und andere sich in Kohls Gegenwart wohlgeföhlt?

Blüm: Ja. Die Abende im Kanzlerbungalow waren unkompliziert. Er hat aber auch gern gelästert und gefrotzelt. Es gab viele, die das nicht abkonnten. Ich wusste ihn zu nehmen. Einmal fragte er in einer Kabinettsitzung reihum: "Wer hat daheim einen Computer?" Ich sagte, als ich dran war: "Ich hab leider keinen Computer, aber wir haben 'ne elektrische Kaffeemaschine."

SPIEGEL: Glauben Sie im Nachhinein, es wäre besser gewesen, wenn der Putsch von 1989 geklappt hätte?

Blüm: Nein. Ich habe zwar streckenweise mitgemacht und bin zu den Verschwörersitzungen gegangen, weil ich radikal gegen Kohls Plan war, Geißler abzuservieren. Geißler hat mir allerdings lange nicht gesagt, dass Späth Kohl nachfolgen sollte. Der Späth war ein flotter Junge, aber Kohl stand mir näher, nicht nur sozialpolitisch.

SPIEGEL: Heiner Geißler fiel bei Kohl in Ungnade. Sie nicht. Haben Sie mit Kohl je darüber gesprochen?

Blüm: Einmal saßen wir zu zweit spätabends zusammen, ich lag schon halb eingeschlafen im Sessel, da sagte er: "Wollen wir da noch mal drüber reden, über die Geißler-Geschichte?" Ich sagte: "Nein." Wir waren halt wie Kinder.

SPIEGEL: Zu seinem Ghostwriter Heribert Schwan sagte Kohl, Sie seien ein Verräter.

Blüm: Er sagte auch, er habe den Fehler gemacht, mir die Sozialpolitik zu überlassen. Und seine Frau Hannelore habe schon immer gesagt, ich sei ein falscher Fünfziger. Ich habe das Buch allerdings nie gelesen.

SPIEGEL: Warum nicht?

Blüm: Selbstschutz. Ich habe mir das erzählen lassen, das reicht.

SPIEGEL: 1998 wurde die Kohl-Regierung abgewählt. Wie haben Sie das Ende erlebt?

Blüm: Ich habe den Kohl oft bewundert. Der Wahlabend 1998 war so ein Moment. Kohl stand im Adenauer-Haus auf der Bühne, Bernhard Vogel und Blüm daneben. Volker Rühe und der Schäuble hatten sich aus dem Staub gemacht. Kohl sagte ganz ruhig: "Ich habe die Wahl verloren, ich nehme das auf mich. Ich danke meinen Wählern." Ich fand damals, dass das Würde hatte. Leider hat er es später versammelt.

SPIEGEL: Inwiefern?

Blüm: Er hat nicht kapiert, dass es wirklich vorbei ist. Das fing schon damit an, dass er weiter im Kanzlerbungalow wohnte. Als schon feststand, dass Schäuble die CDU übernimmt, hat Kohl noch auf der Präsidiumssitzung den Termin für den nächsten Parteitag festgelegt. Ich sagte: "Helmut, das ist doch nicht mehr unser Part." Er wollte nicht hören. Er saß weiter in seinem Büro, er ging weiter in die Fraktionssitzungen. Da hat er mir leid getan.

SPIEGEL: Er konnte nicht loslassen.

Blüm: Ein Lehrer hat mal zu mir gesagt, Norbert, du wirst nicht an deinen Schwächen scheitern. Du wirst an deinen Stärken scheitern. Kohls Stärke war es, sich so intensiv mit der Partei zu identifizieren, so intensiv wie kein Vorsitzender vor ihm und nach ihm. Das war im Abgang seine Schwäche.

SPIEGEL: Vermissen Sie die Macht?

Blüm: Meine Macht bestand darin, mich mit Tomaten bewerfen zu lassen und 16 Jahre durch Entrüstungstürme zu gehen. Ich kenne alle Reifegrade von Tomaten. Ich weiß nicht, ob das Macht war.

SPIEGEL: Das meinen Sie nicht ernst.

Blüm: Um was durchzusetzen, sagen wir mal die Pflegeversicherung, brauchen Sie weniger Macht, sondern Hartnäckigkeit. Manche denken, Macht, das ist ein Hebel, den musst du nur umlegen. In Wirklichkeit musst du ein Jahr wie ein Klostermönch an nichts anderes denken als an die eine Sache. Du musst jedem, der abweichen will, nachlaufen, ihn streicheln oder ihm in den Hintern treten. Eingebildet, wie ich bin, würde ich sagen, ohne mich wäre die Pflegeversicherung nicht gelaufen. Die war gefühlt zehnmal im Vermittlungsausschuss. Aber wo soll da ein Machterlebnis sein?

SPIEGEL: Sie sind seit fast 20 Jahren nicht mehr Politiker. Ist das alles schon weit weg?

Blüm: Sie wollen, dass ich Ihnen von Entzugserscheinungen berichte. Sie werden sich wundern. Ich habe nicht das Gefühl, etwas verloren zu haben. Es regt mich weiterhin auf. Ich schimpfe, ich freue mich, es ist wie früher. Es ist noch nicht vorbei.

1998 trennten sich die Wege von Blüm und Kohl. Im Dezember 1999 räumte Kohl ein, bis zu zwei Millionen Mark in bar von Spendern erhalten zu haben. Ihre Namen gab er nicht preis, weil er angeblich ein Ehrenwort gegeben hatte. Wenn man Blüm fragt, warum dieses Ehrenwort Kohls Ansehen für immer zerstört hat, spricht er erst mal von Kohls Charme.

Blüm: Kohl hat mit dem Telefon regiert, indem er auch den Kreisvorsitzenden in Kirchheimbolanden angerufen hat und gesagt hat: "Was, deine Frau ist im Krankenhaus?"

SPIEGEL: Die Leute mochten ihn?

Blüm: Er war jahrzehntelang einer von ihnen. Kohl hat sein Leben lang verzweifelt um Anerkennung gekämpft, das war etwas, das die Leute verstanden haben, es hat ihr Leben widerspiegelt. Kohl hatte die gleichen Werte, er war jemand, der mit einem Kloß der Rührung im Hals über die Familie reden konnte. Über die Freundschaft, über die Ehre. Und dieser Mann hat sie über die Parteispenden getäuscht. Ich glaube, das machte auch den Skandal aus.

SPIEGEL: Er hat damit nicht nur sich selbst geschadet.

Blüm: Dieser Skandal hat wie kein anderer die CDU erschüttert. Volker Rühle wäre wahrscheinlich Ministerpräsident in Schleswig-Holstein geworden, so hat er die Wahl verloren. Auch der Schäuble ist ein Opfer dieser Zeit. Da sind ein paar politische Karrieren zerbrochen, er hat diese Menschen einfach mit in den Strudel gezogen, und es war ihm egal.

SPIEGEL: Warum haben Sie dafür gestimmt, ihm den Ehrenvorsitz zu entziehen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Blüm: Ich habe immer gehofft, dass der liebe Gott kommt und mich aus dieser Situation rettet. Hat er nicht. Mir fiel beim besten Willen kein Gegenargument ein, ich musste so stimmen. Das Ehrenwort war eine Ausrede, die nicht akzeptabel ist. Wenn ich mit dem Ehrenwort ein Gesetz umgehen könnte, dann könnte jeder, der das Gesetz bricht, sagen, dass er ein Ehrenwort gab.

SPIEGEL: Hatten Sie eine Möglichkeit, noch mal mit ihm darüber zu sprechen?

Blüm: Ich hab's versucht. Ich habe direkt nach der Entscheidung sein Büro angerufen. Ich sagte zu Jule Weber, seiner Büroleiterin: "Ich will den Helmut Kohl sprechen." Ich wollte sagen: Helmut, ich habe gegen dich gestimmt. Jule sagte, der ist nicht da, aber man hörte ihn im Hintergrund schreien. Sie sagte dann: "Er ruft zurück."

SPIEGEL: Haben Sie sich mit Kohl versöhnt?

Blüm: Ich wollte, aber er nicht. Ich habe ihm einen Brief geschrieben, vor zwei Jahren.

SPIEGEL: Würden Sie ihn vorlesen?

Blüm zögert kurz, dann geht er in sein Büro im ersten Stock seines Hauses, und als er über die Wendeltreppe im Wohnzimmer zurückkommt, hat er ein Blatt Papier in der Hand, doppelseitig beschrieben. Er räuspert sich, es fällt ihm schwer, dann liest er.

Blüm: Lieber Helmut, wir beide sind im letzten Drittel unseres Lebens und nähern uns dem Finale. Es wird Zeit, Ballast, der uns bedrückt, abzuwerfen. Wir sollten unseren Zwist nicht mit ins Grab nehmen. Wie immer du dich entscheidest, ich werde dich als einen großen Staatsmann verehren. Ich konnte mich damals nicht anders entscheiden, als über deinen Ehreuvorsitz im CDU-Vorstand abgestimmt wurde. Dies wollte ich dir erklären, und du hast meinen Anruf leerlaufen lassen. Manchmal ist es eben schwer, seinen Idealen und seinen Freunden treu bleiben zu können. Das gehört zu den tragischen Konflikten, von denen die Politik nicht verschont wird. Es wäre gut, wenn wir uns im Geiste die Hand reichen könnten. Die Arbeit unter, neben und mit dir war die größte Herausforderung meines Lebens. Ich danke dir für unsere Weggefährtenschaft. Wenn du willst, gib mir eine Antwort. Es grüßt dich herzlich dein Norbert Blüm.

SPIEGEL: Kam eine Antwort?

Blüm: Nein. Nie. Das ist die traurigste Reaktion. Nicht zu antworten. Es wäre nicht so schlimm, wenn er geschrieben hätte: Du Drecksack, mit so Leuten wie dir rede ich nicht.

SPIEGEL: Am 12. September starb Ihr Freund Heiner Geißler.

Blüm: Ich vermisse ihn. Ich hab viele Leute kennengelernt, die sich Querdenker nennen, die draußen immer die große Klappe hatten, aber wenn die Fetzen geflogen sind, waren die entweder auf der Toilette, krank oder ganz still. Geißler hat immer gestanden wie eine Eins. Bis zum Schluss. Der ist auch gestorben, wie er gelebt hat.

SPIEGEL: Inwiefern?

Blüm: Tapfer. Am Tod anderer kannst du viel lernen. Wie sie sterben, hat meistens was mit dem Leben zu tun. Helmut Kohl konnte nicht loslassen, er starb langsam, einer, der vom Leben noch was will. Heiner Geißler hat sein Leben lang gedacht: Ein Heiner Geißler stirbt nicht. Als er aber im Krankenhaus verstand, dass es zu Ende geht, wollte er zum Sterben nach Hause. Er bekam seinen Willen.

SPIEGEL: Sie sagten mal, dass Sie Beerdigungen eigentlich meiden.

Blüm: Nicht aus Angst vorm Tod, wenn Sie das glauben.

SPIEGEL: Warum dann?

Blüm: Ich kriege das Feierliche einfach nicht hin. Ich rette mich sonst mit Späßen, aber das verbietet sich natürlich, wenn jemand gestorben ist. Es ist selten, dass bei einer Beerdigung der richtige Ton getroffen wird. Ich war Friedhofsmessdiener und bewundere noch immer den katholischen Ritus. Da gibt es keine Redner und nichts Subjektives. Nur Psalmen. Die meisten Beerdigungsredner sprechen nur über sich selber, sie stehen auf der Bühne und sitzen gleichzeitig in der ersten Reihe und bewundern sich. Ich bewundere mich auch gern. Aber am Sarg möchte ich das nicht.

SPIEGEL: Sie gingen auch zur Beisetzung von Geißler.

Blüm: Ja. Dort konnte man übrigens auch den Unterschied zwischen Helmut Kohl und Angela Merkel erleben. Kohl ging zu jeder Beerdigung, wenn er auch reden durfte. Sonst kam er nicht. Merkel saß bei der Beerdigung von Geißler ganz normal

zwischen den anderen, ging danach zwischen den anderen hinter dem Sarg her, danach zu Kaffee und Kuchen und verschwand irgendwann.

SPIEGEL: Sie haben mal gesagt, dass Sie ab und an von Kohl träumen. Noch immer?

Blüm: Inzwischen hat es wieder abgenommen. Im Moment warte ich darauf, dass Heiner mich mal besucht. Er war aber noch nicht da. Der faule Sack.

SPIEGEL: Herr Blüm, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

**„Ich hatte Bilder von meinen Kindern
und meiner Frau im Kopf“ – „Meine größte
Sorge war, dass mir jemand Hilfe aufnötigt,
der keine Ahnung hat“**

Die Kölner Oberbürgermeisterin Henriette Reker und der Altenaer Bürgermeister Andreas Hollstein wurden beide Opfer von Messerattacken. Hier sprechen sie über die Attentate, die Alpträume danach und die Frage nach Vergebung

Von Christoph Cadenbach und Lara Fritzsche, SZ-Magazin, 02.02.2018

SZ-MAGAZIN Frau Reker, der Mann, der Ihnen hier gegenüber sitzt, der Bürgermeister der Stadt Altena in Nordrhein-Westfalen, wurde Ende November 2017 von einem Mann mit einem Messer am Hals verletzt, als er gerade Döner in einem türkischen Imbiss kaufen wollte. Sie haben ihn nach der Tat angerufen.

Was haben Sie gesagt?

HENRIETTE REKER Seit ich selbst so ein Attentat überlebt habe, fühle ich natürlich besonders mit, wenn Kollegen ein ähnliches Schicksal erleiden. Deshalb hatte ich einfach das Bedürfnis, mit Ihnen zu reden, Herr Hollstein. Nicht nur über Sie zu sprechen, sondern mit Ihnen. An dem Abend, an dem Sie angegriffen wurden, war ich bei der Verleihung des Staatspreises des Landes Nordrhein-Westfalen an Navid Kermani. Der NRW-Ministerpräsident Armin Laschet, der eine der Reden hielt, sprach auf der Bühne über Sie und Ihre besonders engagierte Flüchtlingspolitik. Sie waren mir und auch allen anderen im Saal also äußerst präsent, als sich die Nachricht über das Attentat auf Sie verbreitete.

ANDREAS HOLLSTEIN Ich habe viel Anteilnahme erlebt, Herr Laschet hat mich angerufen, Frau Merkel auch. Aber es fühlt sich intensiver an, wenn sich jemand meldet, der eine ähnliche Erfahrung gemacht hat. Für einen Erstkontakt war unser Telefonat ein sehr ungewöhnliches Gespräch, weil ich jemanden erlebt habe, der sich sehr weit geöffnet hat. Jemanden, der über eigene Gefühle gesprochen hat. Das machen Politiker selten. Politiker sind immer stark.

Haben Sie Frau Reker gefragt, ob man so ein Attentat verarbeitet?

HOLLSTEIN Natürlich haben wir uns darüber ausgetauscht, was so ein Angriff mit einem macht. Und mit den Angehörigen. Frau Reker hat ja etwas sehr viel Schlimmeres erlebt als ich. Meine Wunde am Hals war etwa vier Zentimeter lang und musste nicht genäht werden. Als ich angegriffen wurde, blieb mir Zeit, mich zu wehren. Und ich hatte das Glück, dass die Eigentümer des Imbisses mir geholfen haben. Das Ringen mit dem Täter dauerte mehrere Minuten, aber zu dritt hielten wir ihn fest, bis die Polizei kam.

Was dachten Sie in dem Moment?

HOLLSTEIN Ich hatte Bilder von meinen Kindern und meiner Frau im Kopf. Ich glaube, das gab mir die Kraft, die Hand mit dem Messer fernzuhalten. Der Täter war Handwerker und eigentlich viel kräftiger als ich.

Frau Reker, Sie wurden am 17. Oktober 2015, einen Tag vor der Oberbürgermeisterwahl in Köln, an einem Wahlkampfstand angegriffen. Der Täter stach Ihnen mit einem 30 Zenti meter langen Messer in den Hals und durchtrennte beinahe komplett Ihre Luftröhre. Haben Sie da überhaupt noch irgendwas gedacht?

REKER Ich lag 14 Minuten auf dem Boden, bis man mich ins Krankenhaus fuhr. Lag da und fühlte mich hingerichtet. Abgestochen. Ich habe mich einfach völlig hilflos gefühlt. Obwohl ich im Grunde alles richtig gemacht hatte. Ich hatte mich in die stabile Seitenlage gerollt und meine Blutung am Hals komprimiert. Ich wusste, wie ich reagieren muss, weil ich im Umgang mit schweren Arbeitsunfällen geschult worden war. Meine größte Sorge war, dass mir jemand Hilfe aufnötigt, der keine Ahnung hat.

Sie gewannen am nächsten Tag die Wahl zur Oberbürgermeisterin von Köln, lagen aber zu dem Zeitpunkt nach einer Not-OP noch im künstlichen Koma. Antreten konnten Sie Ihr Amt erst fünf Wochen später. Was hat Ihnen Hoffnung gegeben, dass es dazu überhaupt noch kommen würde?

REKER Mein Glaube an die Medizin und mein Glaube an Gott. Leider hatte ich keine Gelegenheit, mit jemandem zu sprechen, der etwas Ähnliches erlebt hat.

Herr Hollstein, Sie gaben nur 15 Stunden nach der Tat eine Pressekonferenz, mit Pflaster am Hals. War das aus heutiger Sicht richtig, oder standen Sie noch unter Schock?

HOLLSTEIN Ich war noch schockiert, sicherlich. Aber zwei Stunden nach dem Angriff parkten bereits Übertragungswagen vom Fernsehen vor unserem Wohnhaus. Einige Journalisten sind direkt von der Kermani-Preisverleihung in Köln zu mir nach Altena gefahren. Ich wusste, es gibt ein enormes Interesse, und ich wollte die Deutungshoheit über den Angriff nicht anderen überlassen.

Frau Reker hat in einem Interview gesagt, sie sei nach der Tat zum ersten Mal in ihrem Leben froh darüber gewesen, keine Kinder zu haben. Wie gehen Ihre Kinder und auch Ihre Frau damit um, dass jemand Sie töten wollte?

HOLLSTEIN Es war schon eine Herausforderung, meine Familie und auch meine Mutter persönlich über den Angriff zu informieren, bevor sie aus den Medien davon erfahren würden. Auf der Rückfahrt vom Krankenhaus habe ich alle meine vier Kinder einzeln angerufen. Eine meiner Töchter studiert in Maastricht, einer meiner Söhne in Bayreuth. Die anderen beiden leben in Altena. Ein paar Tage nach dem Angriff habe ich meine Kinder und meine Frau dann gefragt, ob sie es ertragen, wenn ich weitermache. Sie antworteten: Was sollst du denn sonst machen? Meine Familie war schon immer betroffen von meiner Arbeit. Als ich vor Jahren mal die Entscheidung traf, das Altenaer Freibad zu schließen, um Kosten zu sparen, sind meine Kinder in der Schule deshalb beschimpft worden.

Sie haben eben gesagt, Politiker seien immer stark. Sie haben in besagter Pressekonferenz aber auch angekündigt, nicht den starken Mann zu mimen, sondern psychologische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Haben Sie das getan?

HOLLSTEIN Ich habe mit einem Notfallseelsorger gesprochen, den ich gut kenne. Aber gemeinsam sind wir zu der Erkenntnis gekommen, dass ich keine akute Hilfe benötige. Allerdings habe ich Mitte Dezember einen Hörsturz erlitten. Das war wohl doch eine Reaktion meines Körpers auf den Stress.

Frau Reker, das Attentat auf Sie ist jetzt gut zwei Jahre her. Was bleibt von dieser Erfahrung?

REKER Die Dankbarkeit, dass es mir so gut geht. Dass mich so viele Menschen unterstützt haben. Für einige Monate hatte ich Verarbeitungsträume, Träume, in denen ich hingerichtet werde. Aber ich habe keine Ängste entwickelt, ich fühle mich noch immer wohl unter Menschen, auch in großen Gruppen. Ich mag es nur nicht, wenn sich mir jemand von hinten nähert.

HOLLSTEIN Zwei Tage nach dem Attentat kam mir jemand auf der Straße entgegen, der mich körperlich sehr an den Täter erinnerte. Er kam zielgerichtet auf mich zugehauert und hat mir dann freundlich die Hand geschüttelt. Als Politiker muss man schnell wieder lernen, keine Angst vor Nähe zuzulassen. Das ist wie nach einem schweren, unverschuldeten Verkehrsunfall. Auch da raten Psychologen ja dazu, schnell wieder ins Auto zu steigen.

REKER Mein Mann ist ängstlicher als ich. Dem sage ich immer: Es ist noch niemand zweimal Opfer eines Anschlags geworden. Darauf antwortet er immer: Du musst nicht die Erste sein.

HOLLSTEIN Den gleichen Dialog haben meine Frau und ich geführt.

Sie beide wurden nicht zufällig angegriffen. Frau Reker, Sie waren nicht nur OB-Kandidatin, sondern auch Beigeordnete der Stadt Köln für Soziales, Umwelt und Integration und zuständig für die Unterbringung von Flüchtlingen. Sie standen für eine Willkommenskultur – so wie Sie, Herr Hollstein: Sie setzten durch, dass Altena hundert Flüchtlinge mehr aufnimmt, als die Gemeinde nach dem Verteilungsschlüssel hätte aufnehmen müssen. Beide Täter nannten diese Flüchtlingspolitik als Grund für ihre Angriffe. Ist es lebensgefährlich, sich für Flüchtlinge zu engagieren?

REKER Als Person des öffentlichen Lebens war man immer einer Gefahr ausgesetzt, das sieht man an Wolfgang Schäuble und Oskar Lafontaine. Was ich erlebt habe, ist eine Transformation. Ich hatte nie eine flammende Rede auf die Flüchtlingspolitik gehalten, ich stand für gar keine Kultur, es war damals als Beigeordnete meine Aufgabe, die Flüchtlinge unterzubringen. Mein Attentäter hat ja gemeint, lieber hätte er Frau Merkel attackiert. Ich war natürlich leichter zu kriegen.

HOLLSTEIN Es gibt mehr als 11 000 Bürgermeisterinnen und Bürgermeister in Deutschland, da ist es überhaupt nicht möglich, alle durch Personenschutz zu schützen. Man braucht auch das Kuscheln mit dem Bürger, das macht uns Bürgermeister aus. Mein Urvertrauen ist natürlich etwas erschüttert worden, und das muss man sich wieder erkämpfen, sonst würde man ja den Menschen in die Karten spielen, die die geistigen Brandsätze in unserem Land legen. Es gibt keinen direkten Zusammenhang zwischen dieser Sprache und den Taten, aber es gibt eine geistige Verantwortlichkeit.

Was meinen Sie damit?

HOLLSTEIN Die Thesen, die mein Attentäter als Rechtfertigung anführt, sind ja nicht originär von ihm. Solche Menschen greifen Phrasen und auch Herleitungen auf, die woanders entstanden sind.

Wo?

HOLLSTEIN Vor ein paar Tagen habe ich die falsche Behauptung im Internet gelesen, der häufigste Name in Essen wäre mittlerweile Mohammed. Kommt als Nachricht daher, soll natürlich alarmieren, und das gelingt. So was greifen Täter auf. Und wenn man auf Facebook in seiner Filterblase festhängt, bekommt man das jeden Tag auch noch mundgerecht serviert.

REKER An meinem ersten Amtstag war Herta Müller hier. Sie bekam den Heinrich-Böll-Preis und sagte: »Wenn Worte wie Volksverräter und Lügenpresse nur lang genug spazieren gehen, geht auch mal ein Messer spazieren.« Diesen Satz zitiere ich immer wieder.

HOLLSTEIN Volksverräter ist ein ganz böser Begriff. Der hat den völkischen Ansatz drin. Und er richtet sich oft gegen Mandatsträger. Politiker werden immer mehr zu Objekten degradiert. Das macht es leichter, uns anzugreifen, verbal und körperlich.

Der WDR hat in einer Umfrage recherchiert, dass in NRW rund fünfzig Prozent der befragten Amtsun Mandatsträger schon mal bedroht wurden. Nach dem Motto: Die Politiker machen einen Drecksjob, also müssen sie auch mit dem Dreck leben können. Zum feindlichen Klima tragen aber paradoxerweise auch einige Politiker bei – wenn man sieht, wie im politischen Diskurs mittlerweile zugespitzt wird.

Andreas Scheuer, CSU, sagte im Regensburger Presseclub: »Das Schlimmste ist ein fußballspielender, ministrierender Senegalese, der über drei Jahre da ist – weil den wirst du nie wieder abschieben.« Und Ihr Parteikollege von der CDU, Jens Spahn, sagte neulich: »Wie erkläre ich einer deutschen Mutter, deren Sohn oder Tochter im Norden Afghanistans dient, dass wir dorthin keine jungen Afghanen abschieben?«

HOLLSTEIN Ich möchte jetzt gar nicht auf Namen aus meiner Partei oder anderen Parteien eingehen, denn das wollen die ja nur. Provokation macht Schlagzeilen, Schlagzeilen machen bekannt und damit wichtig. Das ist leider zu häufig das Spiel.

Alexander Gauland sagte, er wolle Merkel »jagen«. Beatrix von Storch twitterte nach der Silvesternacht: »Was zur Hölle ist in diesem Land los? Wieso twittert eine offizielle Polizeiseite aus NRW auf Arabisch. Meinen Sie, die barbarischen, muslimischen, gruppenvergewaltigenden Männerhorden so zu besänftigen?« Wie reagiert eine Oberbürgermeisterin klug auf solche Äußerungen, Frau Reker?

REKER Das ist schwierig, und auch diesen Fall haben wir hier diskutiert. Ich überlege immer, ob man das abtropfen lässt oder ob man reagieren muss, weil es unwidersprochen noch mehr Wirkung entfaltet. Das muss man von Fall zu Fall entscheiden. Wir hatten im vorigen Jahr einen Parteitag der AfD hier, und da habe ich ein offizielles Statement abgegeben: dass ich es als Provokation empfinde, dass sie ausgerechnet nach Köln kommen. Ich habe da auch deutlich gemacht, dass ich populistisches und menschenverachtendes Gedankengut ablehne. Daraufhin hat mich die AfD verklagt. Das Verwaltungsgericht entschied, die Ablehnung dürfe ich kundtun, dazu jedoch kein Instrument der Stadtverwaltung benutzen. Ich hatte es über die Presseabteilung rausgegeben, und das war falsch. Aber für mich war entscheidend, was ich alles sagen darf.

Wie gelingt sprachliche Abrüstung?

HOLLSTEIN Ich weiß es nicht. Nehmen Sie beispielsweise Politiker wie Annegret Kramp-Karrenbauer, Frank-Walter Steinmeier oder Robert Habeck. Die bekommen eine Rhetorik hin, die nicht von Kampfbegriffen geprägt ist.

Wie lässt sich das Klima verbessern, dass zu den Angriffen gegen Sie und Frau Reker beigetragen hat?

HOLLSTEIN Durch gute Politik. Die Fehler in der Flüchtlingspolitik haben natürlich dazu geführt, dass so eine Stimmung möglich war. Ohne dass handwerkliche Fehler gemacht werden, kriegt keiner ein schlechtes Klima künstlich geschaffen.

Es gibt ja mittlerweile diesen geflügelten Satz: Danke, Merkel! Sarkastisch gemeint. Haben Sie das auch schon mal gedacht?

REKER Wenn Frau Merkel im Herbst 2015 eine andere Entscheidung getroffen hätte, also die Grenzen geschlossen hätte, dann hätte das eine humanitäre Katastrophe auf der Balkanroute zur Folge gehabt. Es gab aus menschlicher Sicht keine andere Möglichkeit.

HOLLSTEIN Man fokussiert sich in dieser Frage zu sehr auf Frau Merkel. Person und Geschichte wirken wohl mal zusammen, aber Personen machen Geschichte nicht allein. Sie treffen richtige oder falsche Entscheidungen in bestimmten geschichtlichen Situationen. Aus meiner Sicht hat sie das absolut Richtige getan, nur die Kritik bleibt: Wir haben uns in Europa, das hat sie auch selbst eingeräumt, zu wenig um die Rolle der Schwellenländer gekümmert, also der Grenzländer Griechenland, Italien. Und im Inneren haben wir uns lange nicht um die Fragen gekümmert, die jetzt diskutiert werden. Behandeln wir alle gleich? Was können wir leisten, was nicht? Wer darf bleiben? Wieso keine Sammelstellen? Wir können doch in den Kommunen nicht die Menschen integrieren, die nach zwanzig Monaten mit einer Wahrscheinlichkeit von 99 Prozent zurückgeführt werden. Das versteht keiner unserer Bürger.

REKER Da sind wir uns nicht einig. Ich bin der Meinung, dass auch Menschen, die zurückgeführt werden, in dieser Zeit, in der sie hier sind, möglichst viel Positives aus unserem Land mitnehmen sollten, die Sprache lernen, Ausbildungen bekommen, eine neue Kultur kennenlernen.

Frau Reker, was würden Sie einer Bürgerin entgegnen, die sagt: Ich gebe Deutschunterricht, begleite Geflüchtete zum Amt, nehme auch mal akut Leute auf, aber ich möchte mich nicht weiter so exponieren – ich habe Angst wegen des Angriffs auf Sie.

REKER Das erlebe ich so, und zwar häufig. Ich bedanke mich erst mal und sage dann, dass gerade dieser Einsatz dazu führt, dass wir uns auf unsere Mitmenschen besser verlassen können. Ich ermuntere immer ganz klar dazu weiterzumachen. Auch nach diesen Silvestervorfällen 2015 hat die Willkommenskultur in Köln nicht gelitten. Es sind viele ein bisschen müde geworden, aber es ist keine schlechte Stimmung entstanden.

Herr Hollstein, Sie haben in Ihrer Kommune ein Kümmerer-Programm aufgelegt, da übernehmen Bürger Patenschaften für Flüchtlinge. Frau Reker, Sie gehen in Köln einmal im Monat ins Stadtteilgespräch, setzen sich mit bis zu 300 Bürgern zusammen und diskutieren die drängenden Themen der Stadt. Jetzt heißt es immer, man müsse mit Rechten reden, die Abgehängten einsammeln, Ängste moderieren. Wie geht das denn?

HOLLSTEIN Solange ich den Eindruck habe, dass der andere sich kommunikativ auf mich einlässt, gehe ich jedem Menschen vernünftig entgegen. Das hat nichts mit der Parteizugehörigkeit zu tun, die ich im Zweifel ja auch gar nicht kenne. Aber wenn jemand sagt, ihr seid sowieso alle Verbrecher – dann kann ich nicht weiterdiskutieren, den kann ich dann auch nirgendwohin mitnehmen.

REKER Ich erlebe den Austausch in den Stadtgesprächen eigentlich immer als konstruktiv. Es gibt eine große Diskrepanz zwischen dem, was Leute anonym äußern, und dem direkten Umgang miteinander. Ich bekomme immer noch Drohbriefe. Die sind zum Teil wirklich perfide, da wird meine Hinrichtung sehr detailliert beschrieben. Aber wenn ich real auf Menschen treffe, ist nur jede tausendste Wortmeldung mal unflätig.

Der Mann, der Sie angegriffen hat, Herr Hollstein, war ein arbeitsloser Maurer. Im Moment der Attacke rief er: »Sie lassen mich verdursten und holen 200 Flüchtlinge nach Altena!« Ihm war zuvor von der Stadt das Wasser abgestellt

worden. Bräuchte man auch für abgehängte Deutsche wie Werner S. eine Art von Kümmerer, eine Art von Patenschaft?

HOLLSTEIN Wir haben ein gesellschaftliches System, das Menschen in Notsituationen auffängt. Und wir sollten nicht so tun, als wäre das nicht der Fall. Aber es gibt auch eine Verantwortlichkeit des Individuums, das in Anspruch zu nehmen. Ich kann nicht öffentlich über diesen einen Fall sprechen, aber auch hier gab es viele Angebote und Möglichkeiten. Diese Unterstellung der gespaltenen Gesellschaft gehört übrigens auch zu den besonders fiesen Brandbeschleunigern.

Ihr Attentäter, Frau Reker, hat eine ähnliche Geschichte: Er wurde als Kind von seinen Eltern verwahrlost in einer Wohnung zurückgelassen. Anschließend lebte er bei einer Pflegefamilie, der Alltag war von Gewalt geprägt. Der Gerichtsgutachter diagnostizierte ein vermindertes Selbstwertgefühl. Der Täter hat sich dann rechtem Gedankengut zugewandt, Gewalttaten verübt und eine Gefängnisstrafe verbüßt. Im Urteil gegen ihn wurde ihm diese Biografie sehr zugute gehalten. Einverstanden damit?

REKER Nicht so wirklich. Ich bin der festen Überzeugung, dass man nicht alle Verfehlungen im Erwachsenenleben auf eine schwierige Kindheit schieben kann.

Herr Hollstein, der Angriff ist nun gut zwei Monate her. Wie hat sich Ihr Gefühl zu dem Erlebten verändert?

HOLLSTEIN Ich schlafe gut, fühle mich normal. Aber ich diskutiere auch viel mit meiner Frau, was nicht immer ein Vergnügen ist. Sie hatte mich schon lange gewarnt, mein Engagement könnte dazu führen, dass jemand eine Gewalttat gegen mich plant. Sie hat recht behalten. Und natürlich geht es mir sehr nahe, wenn der Mensch, den ich liebe, Angst hat, dass mir etwas zustößt. Wir müssen schauen, ob sie langfristig mit meiner Arbeit als Bürgermeister klarkommt. Wenn meine Frau meinen Job nicht unterstützen würde, ginge es nicht.

Wie ist das bei Ihnen, Frau Reker? Meinen Sie, das Attentat ganz überwunden zu haben?

REKER Ganz sicher, es hat mich stärker und entschlossener gemacht.

Woran machen Sie das fest?

REKER Ich denke nicht mehr jeden Tag daran.

In welchen Momenten kommen die Erinnerungen zurück?

REKER Wenn ein Kollege angegriffen wird, wie Herr Hollstein oder die britische Labour-Abgeordnete Jo Cox. Als die im Juni 2016 von einem Rechtsextremisten getötet wurde, hat mich das umgehauen. Da habe ich mich abends um sieben Uhr unter der Decke verkrochen. Ich muss auch jedes Mal, wenn ich an einem Wochenmarkt vorbeifahre, an den Angriff denken. Früher habe ich gern auf Märkten eingekauft, jetzt genieße ich das nicht mehr wie früher. Das ist so schade!

HOLLSTEIN Bei mir ist das anders. Ich war drei Tage nach dem Angriff in dem Döner-Laden, wo es passiert ist, um Danke zu sagen. Ich habe keine Vorbehalte gegen diesen Ort, ich habe das Kühlaggregat gesehen, gegen das ich den Täter gedrückt hatte. Aber mir fällt es womöglich leichter, weil dieser Ort den wundervollen Menschen gehört, die mir geholfen haben. Ich kann allerdings nicht abschätzen, was die Gerichtsverhandlung, die ja irgendwann ansteht, mit mir machen wird. Ob es dann noch einmal hochkommt.

REKER Für mich war das schon noch mal ein Einschnitt. Dabei bin ich nur an dem Tag ins Gericht gegangen, an dem ich meine Aussage machen musste. Der Prozess wurde am Oberlandesgericht Düsseldorf geführt. Der Saal gleicht einem Hochsicherheitstrakt, weil darin auch die Terrorismusverfahren der Generalbundesanwaltschaft geführt werden. Ich empfand es als sehr unangenehm, dass der Täter in diesem Saal hinter mir saß, in meinem Rücken. Nicht, weil ich Angst vor ihm gehabt hätte, es konnte mir nichts passieren. Aber ich konnte ihn eben nicht sehen. So ein Gerichtssaal ist nicht aus der Opferperspektive heraus gebaut. Das habe ich auch bei der Justiz einmal sehr deutlich angesprochen: was man als Opfer erdulden muss. Ich habe das als meine Aufgabe empfunden, weil ich ein ausgesprochen privilegiertes Opfer bin.

Wen haben Sie angesprochen?

REKER Den Generalbundesanwalt und auch die Justizbehörden in Köln. Ein Gerichtssaal müsste so eingerichtet sein, dass ein Opfer den Täter anschauen kann, aber

nicht anschauen muss. Mich hat auch gestört, dass ich als Erstes ihn gesehen habe, als ich den Saal kam.

Gibt es eine Art der Entschuldigung, die Sie annehmen könnten?

REKER Ich habe das während des Gerichtsverfahrens abgelehnt. Da kam der Anwalt des Täters auf mich zu und sagte, der Täter wolle sich entschuldigen. Aber dazu hätte er ja viele Wochen und Monate die Gelegenheit gehabt.

Sie haben das als Schachzug empfunden?

REKER Ich fand das unangemessen. Außerdem reicht es nicht, Entschuldigung zu sagen. Man sollte um Verzeihung bitten. Dann könnte ich sagen: Jawohl, ich verzeihe dir, oder eben nicht.

HOLLSTEIN Ich halte das für eine Trockenübung. Ich habe am ersten Tag danach gesagt: Ich habe keinen Hass diesem Menschen gegenüber. Für mich war eben nicht der Täter der Schuldige ; es ist eine gesellschaftliche Entwicklung, die dazu beigetragen hat, dass dieser Mensch in seiner Situation so gehandelt hat.

Das heißt, Sie haben ihm schon verziehen?

HOLLSTEIN Innerlich mit Sicherheit. Ob ich das dem Täter gegenüber so formulieren würde, kommt auf den Inhalt und die Art seiner Entschuldigung an. Aber ich kann damit leben, wenn nichts kommt.

Warum treibt Sie beide die Integration von Flüchtlingen besonders um?

REKER Meine Mutter war Flüchtling. Sie kam nach dem Zweiten Weltkrieg aus Niederschlesien nach Köln, weil mein Vater Ur-Kölner war. Sie hat mich immer daran erinnert, dass niemand aus Jux und Dollerei seine Heimat verlässt. Und sie hat mich stets daran erinnert, wie es sich anfühlt, Flüchtling zu sein, in ihrem Fall hieß das Vertriebene. Selbst die Familie meines Vaters hat sie nicht herzlich empfangen: »Die kütt von dahinge irgendwoher«, hieß es. Und: Jetzt soll die erst mal die Trümmer hier aufräumen! Köln war ja auch eine fast völlig zerstörte Stadt. Dabei hat sie das gerne gemacht.

HOLLSTEIN Wieder eine Parallele. Bei mir war es die Großmutter, die als gebürtige Litauerin nach dem Krieg nach Altena kam, weil sie einen Deutschen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

geheiratet hatte. Sie hat mir viel von Krieg und Vertreibung erzählt, das hat mich seit Kindheitstagen beschäftigt. Als ich dann die grauenhaften Bilder von den Menschen sah, die auf Lesbos und den anderen griechischen Inseln angespült wurden, musste ich an meine Großmutter denken. Diese Geschichte habe ich auch auf einer Bürgerversammlung in Altena erzählt, auf der es um die Aufnahme der Flüchtlinge ging. Diese Versammlung war ein Schlüsselerelebnis für mich. Ein älterer Mann stand auf und sagte, die Situation meiner Großmutter sei eine ganz andere gewesen, sie sei doch als Deutsche gekommen. Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte, aber dann erhob sich eine ältere Dame und sagte: Ich bin aus Oberschlesien nach Altena gekommen und habe die Willkommenskultur der Deutschen gegenüber den Deutschen erlebt. Wenn ich mit anderen Kindern spielen wollte, piffen deren Mütter ihre Kinder zurück: Spiel nicht mit den Polackenkindern!

„Die haben nur feste sich selber gesehen“

Der selbstherrliche Helmut Schmidt, der zudringliche Carl Zuckmayer, der ewig unerreichbare Theo Sommer: In einem langen Berufsleben war Heide Sommer die Sekretärin von Männern, die alle so berühmt wie schwer zu ertragen waren. Sommer hat ihre Defekte durchschaut – und sie gerade deswegen gemocht

Von Sven Michaelsen, SZ-Magazin, 10.11.2017

SZ-MAGAZIN Sie sind seit mehr als einem halben Jahrhundert Sekretärin und haben für Theo Sommer, Carl Zuckmayer, Joachim Fest, Günter Gaus, Rudolf Augstein, Fritz J. Raddatz und Helmut und Loki Schmidt gearbeitet. Wie kamen Sie mit 22 zur Zeit?

HEIDE SOMMER Ich erschien ohne Termin in der Personalabteilung und durfte gleich zur Chefin. Ich sagte: »Ich bin Sekretärin und möchte hier arbeiten.« So einfach war das 1963. Ich kam ins Politikressort, das von Gräfin Dönhoff geleitet wurde, und arbeitete für ihre berühmten Buben. Das waren Theo Sommer, Hans Gresmann, Rolf Zundel und Dietrich Strothmann. Dazu kam noch der chaotische Jungredakteur Kai Hermann, der später beim Stern mit der Serie Wir Kinder vom Bahnhof Zoo berühmt wurde. Meine wichtigste Qualifikation war, die Handschriften der fünf entziffern zu können. Sie schrieben ihre Artikel mit der Hand, ich tippte sie in eine riesige mechanische Schreibmaschine.

Ihr Vater war Dirigent und Komponist, Ihre Mutter Konzertpianistin. Warum wollten Sie Sekretärin werden?

Als ich ein gutes Abiturzeugnis nach Hause brachte, gab es einen kurzen Wortwechsel mit meinem Vater: »Willst du studieren? Wenn ja, kann ich unser Haus nicht bauen.« Ich hätte staatliche Hilfe beantragen können, aber nach 13 Jahren Schule hatte ich nicht die geringste Sehnsucht nach einer Universität. Ich wollte arbeiten.

Die Zeit war in den Sechzigern ein Herrenclub. Was fiel Ihnen an Ihren Kollegen auf?

Wir Sekretärinnen waren den ganzen Tag mit den Redakteuren zusammen, oft bis tief in die Nacht. Für die Ehefrauen blieben nur der Anfang und der Rest des Tages übrig. Sie erlebten ihre Männer noch müde oder schon wieder müde. Während die Herren der Schöpfung die Weltpolitik ausdeuteten, mussten sie den Haushalt machen und die Kinder hüten. Ich war froh, ein anderes Leben zu haben, und fühlte mich privilegiert.

Ihr Arbeitsplatz war das Pressehaus am Hamburger Speersort. Im selben Gebäude wurde damals der Spiegel gemacht, im Nachbarhaus der Stern. Warum wollten Sie zur Zeit?

Ich hatte im Hamburger Amerika haus eine Podiumsdiskussion mit Theo Sommer gesehen und fand den Mann sehr eindrucksvoll.

Sommer, zehn Jahre älter als Sie, war verheiratet und hatte zwei Kinder. Wie kamen Sie sich näher?

Nach meinen ersten Monaten bei der Zeit gingen wir abends öfter auf Partys oder zum Heringessen in die Journalistenkneipe »Fiete Melzer«. Außerdem gab es gemeinsame Betriebsausflüge von Zeit und Stern, immer ein ganzes Wochenende mit Sonderzug und Sambawagen und tollen Hotels in Amsterdam, Kopenhagen oder Berlin. Theo und ich hatten eine richtig stramme Affäre, von der jeder im Haus wusste.

Drei Jahre später zogen Sie nach Saas-Fee in die Schweiz, um für Carl Zuckmayer zu arbeiten, der mit Stücken wie Der Hauptmann von Köpenick und Des Teufels General zu Ruhm und Reichtum gekommen war. Warum haben Sie bei der Zeit gekündigt?

Theos Ehefrau hatte spitzgekriegt, was los war, und ich musste Hamburg verlassen. Wie es immer so geht, rausgekommen ist es durch ein Telegramm in der Manteltasche. Ich hatte ihm dieses Telegramm nach Japan geschickt, wo er auf einer Dienstreise war, und er hat es in seiner Manteltasche vergessen. Und was tut eine gute Hausfrau, die den Mantel ihres Gatten in die Reinigung bringen will? Sie kontrolliert, ob noch etwas in den Taschen ist.

Warum haben Sie zu Sommer nicht gesagt, steh zu uns und trenne dich?

Ich wollte Theo nicht bedrängen. Er hatte immer gesagt, er sei ein Familienmensch und werde sich niemals scheiden lassen. Das musste ich von Anfang an schlucken und habe es geschluckt. Dieses Runterschlucken war ein Relikt meiner schulischen Erziehung: Als liebende Frau musst du dich opfern. Das kannte ich aus den griechischen Tragödien. Diese Kultur wurde uns nahegelegt. Meine Rolle war, die dienende, entsagende Frau für den Mann zu sein, der die Liebe meines Lebens war.

Wie waren Sie als junges Mädchen?

Verklemmt, artig und brav. Ich bin gerne zur Schule gegangen und war mit viel Freude im Schulorchester und im Chor. Mit neun hatte ich eine lange Therapie wegen meiner Kinderlähmung. Ich hatte das Virus mitgebracht, als wir 1949 aus Bad Kissingen nach Hamburg zogen. Im Fränkischen gab es damals eine riesige Epidemie mit vielen Toten. Ich hatte vier Wochen lang 40 Grad Fieber und fantasierte. Ich konnte meine Beine nicht mehr spüren, auch nicht, wenn man mir Nadeln hineinstach.

Wollten Ihre Eltern ein adrettes Fräulein aus Ihnen machen, das früh unter die Haube kommt?

Nein, sie haben meine beiden Brüder und mich gleich behandelt. Bei aller Anpasstheit – ich bin emanzipiert geboren. Das Leben meiner Eltern wurde durch Musik geprägt. Männliche und weibliche Künstler hatten für sie den gleichen Wert. Diese Überzeugung haben sie auf ihre Kinder übertragen.

Wie kam es zu Ihrer Anstellung bei Zuckmayer?

Er hatte eine Stellenanzeige in der FAZ aufgegeben. Beim ersten Treffen waren seine Frau Alice und seine Tochter Winnetou dabei. Nach der Begutachtung sagte Winnetou zu ihren Eltern: »Was will die denn in Saas-Fee?« Ich war im schwarzen Kostüm und mit hohen Absätzen erschienen, das war normal für mich. Man trug damals Pfennigabsätze mit Messingbeschlag, die Löcher ins Parkett machten. Zuckmayer hat mich sofort genommen, und dann saß ich im November in diesem absolut toten Saas-Fee. Die Geschäfte waren zu. An den Türen hingen kleine, mit Kopierstift beschriebene Pappzettel: »Geöffnet mittwochs von 15 bis 16 Uhr«.

War es in Zuckmayers Haus auch so still?

Das Ehepaar lebte auf getrennten Etagen. Die Herrin des Hauses hatte ein Himmelbett mit Tüllvorhängen von Sears & Roebuck, der Entlebucher Sennenhund schlief darunter. Wenn sie mit ihrer Nachthaube auf den riesigen Plumeaus lag, meinte man, Wilhelm Busch hätte die Szene gemalt. Der Herr des Hauses brauchte seine Ruhe und hielt auf seinen Mittagsschlaf. Wenn der beendet war, duschte er seinen Kopf eiskalt ab. Eine Lebensweisheit von ihm lautete: »Wenn man sich nach dem Mittagsschlaf noch mal frisch macht wie am Morgen, hat man einen zweiten Morgen.« Abends sollte ordentlich getafelt werden. Für das Kochen war eine junge Intellektuelle aus Eindhoven zuständig. Sie war superklug und schrieb an ihrer Doktorarbeit über Musils Mann ohne Eigenschaften, aber in der Küche war sie eine Niete. Ich habe Zuckmayers Herz mit einer Himbeerquarkspeise gewonnen.

Von der Sekretärin zum Mädchen für alles: Behagte Ihnen das?

Ja, das liegt mir im Blut. Wenn ich irgendwo bin, sehe ich, was gemacht werden muss.

Zuckmayer war 69, als Sie bei ihm einzogen, Sie waren 26.

Ein paarmal machte er offene Andeutungen und wollte was, wenn wir uns auf der Wendeltreppe begegneten. Sein Verhalten war mir zutiefst peinlich, weil ich absolut nicht wollte. Ich war ja noch immer so furchtbar in Theo verliebt. Wir hatten ernsthaft versucht, uns zu trennen, aber es ging nicht. Er hat mich jeden Tag in Saas-Fee angerufen. Es war keine einseitige Liebe.

Nach einem Jahr in Saas-Fee kehrten Sie nach Hamburg zurück und wurden Sekretärin in der Chefredaktion von Schöner Wohnen. Wie kamen Sie 1969 zum Spiegel?

Ich traf Joachim Fest auf der Straße, und der fragte mich, ob ich nicht zu ihm in die Essay-Redaktion des Spiegels kommen wolle. Wir kannten uns von Cocktailempfängen, zu denen Theo mich mitgenommen hatte. Später wurde ich Sekretärin von Günter Gaus in der Chefredaktion und kam dann zu Rudolf Augstein. Gaus und Augstein schrieben ihre Artikel in deutscher Schrift und diktierten sie mir anschließend ins Stenogramm. Auch die 500 Seiten seines Buches Jesus Menschensohn hat mir Augstein in den Block diktiert.

Wie haben Sie Augsteins Trinkerei erlebt?

Die tragischen Momente begannen Anfang der Siebziger. Nach einem Mittagessen krabbelte er volltrunken auf allen vieren über die Ost-West-Straße. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Haus. Wäre das Gebäude ein Schiff gewesen, wären wir gekentert, denn die gesamte Belegschaft stand auf einer Seite an den Fenstern und gaffte. Ich fand das pervers und schämte mich für meine Kollegen. Da unten kroch immerhin der Mann, der ihnen rasend viel Gehalt zahlte und 50,5 Prozent des Verlags schenken wollte.

Als Augstein 1972 im Wahlkreis Paderborn-Wiedenbrück für die FDP in den Bundestag einziehen wollte, holte er Sie in sein Wahlkampf-Team. Was war Ihre Aufgabe?

Ich reiste mit ihm, kümmerte mich um den Journalistentross und ließ für seine Reden Recherchematerial aus dem Spiegel-Archiv kommen. Einer meiner Brüder, ein promovierter Literaturwissenschaftler, hat dem Rudolf erst mal die frisch verabschiedeten Freiburger Thesen der FDP und sicherheitshalber auch das Godesberger Programm der SPD erklärt. Naiverweise hatte Rudolf nicht damit gerechnet, bei Podiumsdiskussionen Argumente liefern zu müssen, ohne Mitarbeiter an seiner Seite zu haben, die ihm zuarbeiteten.

Zeitzeugen schildern den Wahlkämpfer Augstein als verlorene, deplatzierte Figur, die schwitzend schlechte Reden hielt und die Scham darüber mit Bier betäubte.

So war es. Gestandenen Spiegel-Reportern war ihr hilfloser Chef peinlich. Nähe zu wildfremden Menschen herstellen zu müssen war nicht Rudolfs Begabung. Im Spiegel-Hochhaus wurde auf elf Etagen für ihn gearbeitet, und plötzlich war er ganz allein der bösen, weiten Welt ausgesetzt. Hinter seinem Spiegel-Schreibtisch in seinem mit dunkler Mooreiche getäfelten Büro war er der allmächtige Alleinherrscher, aber dieser Sicherheit gebende Raum fehlte ihm im Wahlkampf. Das war nach 25 Spiegel-Jahren eine Herausforderung, die er unterschätzt hatte. Er war scheu und wusste, dass flüssiges Sprechen nicht zu seinen Stärken zählte. Große Reden schwingen? Das war

nicht Rudolf. Er hat in Spiegel-Konferenzen gesprochen und ganze Ressorts niedergemacht, aber er war kein großer Redner.

Irma Nelles, viele Jahre die Büroleiterin von Augstein, schildert in ihren Memoiren Augstein als müden, ungelenken Don Juan. Über ihr Einstellungsgespräch in einer Bonner Hotelsuite schreibt sie: »Wortlos ging Augstein in das angrenzende Schlafzimmer, zog dort seinen Morgenmantel und unter Stöhnen und Ächzen auch seine Strümpfe aus. Dann fing er schweigend an zu rauchen. Den Geruch kannte ich von Studentenpartys. Haschisch! Er sei so entsetzlich einsam, murmelte er und etwas wie, wir sollten jetzt endlich mal ficken. Eine Sekunde lang überlegte ich, warum er wohl ficken statt ficken sagte, und erklärte ihm unmissverständlich, ich hätte einen festen Freund.«

Im Grunde suchte Rudolf keine Sekretärin, sondern eine Lebenshilfekraft, die ihm eine warme Suppe kocht. Das mit dem Sex war vermutlich eher nebensächlich und in der Vorstellung schöner als in der Realität. Er hat sich nicht entblödet, an einem Samstagnachmittag bei mir zu Hause anzurufen und einleitungslos zu fragen: »Hai-däh, willst du mit mir leben?« Da war ich nicht die Erste oder Einzige. Ich wusste sofort, dass es ihm sehr schlecht gehen musste. Er tat mir leid, vor allem, weil ich auch noch Nein sagen musste.

Was wollte er von Ihnen: Suppe oder Sex?

Er suchte immer alles, Lebenshilfe, Frau und Geliebte. Dabei war er noch mit Maria Carlsson verheiratet, und Gisela Stelly, die Nummer vier seiner fünf Ehefrauen, war auch schon da.

Sie standen auf Augsteins Lohnliste. Fühlten Sie sich durch seine Offerte missbraucht, in Ihrer Würde verletzt?

Nein, so habe ich nie gedacht. In solchen Momenten war er Rudolf für mich, ein Mensch und ein Freund – ach, Unsinn, wenn ich ganz ehrlich bin, fühlte ich mich sogar geschmeichelt. Das war es ja: Wie unmöglich er sich auch verhielt, man wollte von ihm gemocht werden. Selbst Alice Schwarzer antichambrierte schön brav bei ihm und freute sich, dass er sie überhaupt empfing. Aber er hat sie oft lange warten lassen. Dass er Narrenfreiheit hatte, lag auch daran, dass er großzügig war und einen an tollen Festen

teilhaben ließ. Ich verdanke ihm Begegnungen mit dem leider sehr betrunkenen Willy Brandt und Interviews mit Franz Josef Strauß, in denen ich das Tonband bewachte.

Wie wurden Sie die Trauzeugin von Stelly und Augstein?

Ich kam morgens mit einer schlimmen Erkältung in den Spiegel, war mies angezogen und konnte mich nicht leiden. Meine Kollegin sagte, ich solle meinen Mantel anbehalten, Otto, der Fuhrparkleiter, würde uns beide zu Augstein nach Hause fahren. Ich hatte keine Ahnung, was los war, aber zwei Stunden später saßen wir alle auf Ratsherrenstühlen in einem dunklen, holzgetäfelten Zimmer vor dem Standesbeamten im Blankeneser Rathaus.

Warum haben die beiden 1972 so holterdiepolter geheiratet?

Rudolfs Wahlkreis war Paderborn, die schwärzeste Katholikengegend. Er selber war ja auch katholisch. Im Wahlkampf mit einem schwangeren Fräulein Stelly an seiner Seite aufzutreten wäre schlicht sündhaft gewesen. Darum musste das jetzt und sofort sein. Als Theo und ich vier Jahre später heirateten, habe ich Rudolf gebeten, mein Trauzeuge zu sein. Er sagte: »Also davor kann ich nur warnen. Horst Ehmke ausgenommen, sind alle Ehen, bei denen ich Trauzeuge war, schiefgegangen.« Ich blieb trotzdem bei meiner Wahl.

Wie fand Sommer es, dass Sie mit dem Wahlkämpfer Augstein umherreisten?

Als ich mein Köfferchen für zwei Wochen packte, sagte er: »Ja, und wer brät mir jetzt mein Steak?« Ich war wütend und dachte: arschloch!

Dennoch haben Sie Sommer 1976 geheiratet, ein Jahr nach der Geburt Ihres zweiten gemeinsamen Kindes.

Vielleicht hätte ich da schon gar nicht mehr wollen sollen. Es wurde schlechter statt schöner. Ich arbeitete wegen der Kinder nicht mehr und erlebte deshalb nichts, was Theo interessiert hätte. Ich war für ihn nicht mehr auf Augenhöhe, wie man heute so blöd sagt, und mich ärgerte es, wenn er beim Nachhausekommen meckerte, warum die Go-Karts der Kinder noch vorm Haus stünden und die Küche nicht aufgeräumt sei. Wenn ich mit ihm über unsere Probleme reden wollte, hieß es: »Ich hatte heute schon meine Konferenz.«

Nach fünfeinhalb Jahren Ehe haben Sie sich von Sommer getrennt. Ein Grund war, dass er eine Affäre mit einer 26 Jahre jüngeren Journalistin hatte.

Nein, ich habe ihn nicht verlassen, weil er eine Freundin hatte, sondern als er eine Freundin hatte! Ich war froh, dass er jemanden hatte, als ich ging. Plötzlich ohne die Familie zurückbleiben zu müssen war für ihn nicht leicht. Denn die Söhne nahm ich natürlich mit.

Ist Ihnen bei einem Mann sexuelle Treue wichtig?

Wichtig vielleicht, aber nicht das Wichtigste. Hätte ich mich in meiner Ehe wohler gefühlt, wäre ich nicht gegangen.

Ihre beiden Söhne bekamen Sie 1974 und 1975 als ledige Frau.

Als ich 1968 aus der Schweiz zurückkam, sagte Theo, er wolle mit mir leben, aber es dauerte noch etliche Jahre, bis es dazu kam. Das war eine harte Zeit für mich, weil er jedes Wochenende bei seiner Familie verbrachte und ich alleine in der großen Wohnung saß, in die er eigentlich mit einziehen wollte. Was ich in meinem Leben alleine war, ist eine Katastrophe, wenn ich das heute mal so deutlich sagen darf.

Sie waren jung und sahen gut aus. Warum sind Sie an den Wochenenden nicht ausgegangen?

Weil das seelisch nicht ging. Ich wohnte in der Nähe der herrlichen Alsterwiesen, aber da spazieren zu gehen war mir nicht möglich. Ich bekam Zustände, wenn ich all die verliebten Pärchen sah. Ich habe an den Wochenenden mit niemandem gesprochen, nur geputzt, gelesen und geträumt. Ich war einsam, richtig schwer einsam. Als Theo 1969 als Leiter des Planungsstabes zu Helmut Schmidt ins Verteidigungsministerium nach Bonn ging, bin ich jedes Wochenende mit der Bahn zu ihm runtergefahren und habe ihm den Haushalt gemacht.

Hätte er das nicht selber erledigen können?

Helmut Schmidt hat 20 Stunden am Tag gearbeitet, Theo 18 Stunden. Wann hätte er putzen und seine Hosen bügeln sollen?

Sommer hat 1988 zum dritten Mal geheiratet und wurde mit 58 Jahren zum fünften Mal Vater. Gab es nach ihm Männer in Ihrem Leben?

Ich war 42, als ich mich von Theo getrennt habe. In dem Alter habe ich hoffen dürfen, noch mal jemanden zu finden. Aber nix da. Über die Gründe habe ich viel nachgedacht und bin auch beim Psychologen gewesen, aber der war genauso ratlos wie ich und hat mich wieder nach Hause geschickt.

Hatten Sie Affären?

Ich habe sehr nette Beziehungen gehabt, mal kurz, mal länger, nichts von Dauer. Anfangs dachte ich, die Männer trauen sich nicht an mich ran, weil ich doch sehr von Theo geprägt bin. Ich habe Theo immer noch im Herzen, und dadurch blockiere ich mich selber. Sensible Männer spüren das. Meine netteste Beziehung war ein Mann, mit dem ich toll über Filme und Bücher reden konnte. Nach zwei Jahren fragte er mich: »Sagen Sie mal, Frau Sommer, würden Sie denn auch mal mit mir schlafen?« Da begann eine klasse Zeit. Dieser Mann hat mir sehr über die Wechseljahre hinweggeholfen.

Was ist aus Ihnen beiden geworden?

Der Mann muss inzwischen 90 sein. Irgendwann hörte er auf, sich zu melden. Der wollte nicht mehr. Wenn das Körperliche bei alten Männern nachlässt, müsste die Liebe umso größer werden. Aber Liebe war seine Sache nicht.

Bis zu seinem Suizid im Februar 2015 haben Sie 14 Jahre lang für den Publizisten Fritz J. Raddatz gearbeitet, einen flamboyanten Exzentriker, der nach eigener Auskunft mit rund tausend Männern und 20 Frauen geschlafen hat.

Ich gehöre nicht dazu. Dabei hätte ich gerne mal mit ihm geschlafen.

Warum?

Um ihn zu trösten und das Ewig-Weibliche spüren zu lassen. Ich hatte einen wiederkehrenden Traum: Ich öffne mein wehendes Gewand, und ihm gefällt, was er da sieht. Ich erinnere mich fast nie an meine Träume, aber diesen Traum kann ich bis heute vor meinem inneren Auge abrufen. Raddatz war ähnlich zerrissen und einsam wie Augstein, aber für solche Menschen habe ich ein großes Herz.

In seinem Tagebuch schrieb Raddatz 2009: »Geringer, wenngleich mich erfreuender Trost: das vorzeitige Geburtstagsgeschenk von Sekretärin – pardon: Mitarbeiterin – Heide Sommer.«

Süß. Mir war es schnuppe, wie er mich bezeichnet. Er wusste, was er an mir hatte, und kam oft mit Alltagsproblemen oder heiklen diplomatischen Angelegenheiten zu mir. Seine Einleitung lautete immer: »Frag bei klugen Frauen nach.«

Was haben Sie Raddatz geschenkt?

Eine von mir zusammengestellte Bibliografie mit seinen sämtlichen Büchern, Artikeln, Fernseh- und Rundfunkauftritten der letzten zehn Jahre. Das war etwas, woran er sich delectieren konnte.

Wie haben Sie Ihren Chef angesprochen?

Je nach Stimmung mit Fritz und Sie oder mit Raddatz und Du. Wenn die Stimmung jovial war, sagte ich: »Mensch, Raddatz, kannst nicht mal...«

Die letzten Jahre haben Sie im Souterrain der Wohnung von Raddatz in Hamburg-Harvestehude gearbeitet. In der Nachbarschaft mokierte man sich über einen Müll container, an den jemand ein extra angefertigtes Schild geklebt hatte, Aufschrift: »Prof. Raddatz«. Wer war das?

Er selber natürlich! Das ist Raddatz, wie er leibt und lebt. Er hatte ein riesiges Ego, aber kein Selbstbewusstsein. Wie soll man bei einer solchen Kindheit auch Urvertrauen entwickeln? Die Mutter starb bei seiner Geburt – »an ihm«, wie er es ausdrückte. Der entsetzlich grausame Vater schlug ihm beim geringsten Vergehen mit einer Hundepeitsche aus geflochtenem Leder blutige Striemen. Was die Stiefmutter mit dem elfjährigen Raddatz gemacht hat, ist ja bekannt.

Raddatz hat es 2014 im SZ-Magazin so erzählt: »Obwohl ich ein alter Mann bin, habe ich diese Nacht nicht vergessen können. Mein Vater kam mit erigiertem Glied in mein Schlafzimmer, zog mich durch die Verbindungstür ins elterliche Schlafzimmer und führte mich meiner Stiefmutter zu. Mit meinen elf Jahren hatte ich keine Ahnung, was von mir erwartet wurde. Ich hatte das noch nie gemacht, ich hatte noch nicht mal onaniert. Meine Sexualität bestand aus unbegriffenen Ferkelversen aus der Schule und Witzchen, wie die Kinder zustande kommen.

Mein Vater führte mir vor, wie man das macht. Sein erigierter Schwanz – riesig in den Augen eines Elfjährigen – war ein entsetzlicher Schock. So was hatte ich noch nie gesehen. Es war eine psychische und physische Vergewaltigung. Heute würde man Herrn Raddatz einen Sexualverbrecher nennen und die Polizei rufen.«

Wir haben über diese Szene geredet, aber da kam nicht viel von ihm. Er genoss wohl mein Mitgefühl, aber an seinen Schmerz wollte er nicht ran. Sein Lebensmotto lautete: »Berühre mich – aber fass mich nicht an!« Ihm nahezukommen war fast unmöglich, weil er seine als Kind erlittenen Verletzungen nie überwunden hat. Ich glaube, selbst für seinen Lebenspartner Gerd Bruns, mit dem er mehr als 30 Jahre zusammen war, waren bestimmte Bereiche tabu. Aus dieser Dunkelzone kam das Tragische an Raddatz: Warum konnte er den Hals nicht vollkriegen mit Lob? Warum musste er jede Schmeichelei von zweitklassigen Leuten vor sich hertragen wie eine Monstranz? Warum litt er darunter, dass die Welt ihn nicht als großen Schriftsteller sah? Es war mir manchmal peinlich, Briefe für ihn zu tippen, in denen es hieß: »Ich kann mich ja nicht mit Günter Grass vergleichen, aber...« Indem er das schrieb, verglich er sich ja schon mit Grass. Wenn er schrieb: »Ich bin zwar kein Nobelpreisträger...«, schielte er nach der höheren Liga. Manchmal habe ich versucht, ihm solche Passagen auszureden, aber da kam ich nicht weit. Tippen muss ich das, was der andere geschrieben haben möchte. Wer das nicht akzeptiert, kann keine Sekretärin sein.

Hatten Sie außerhalb Ihrer Dienstzeiten oft Kontakt mit Raddatz?

Nein, ihn privat anzurufen, das erlaubte man sich nicht. Für ihn wäre das die höchste Form der Störung und Unhöflichkeit gewesen. Eine Ausnahme habe ich am 11. September 2001 gemacht, als die Zwillingstürme einstürzten. Da wollte ich nicht nur ein Fax schicken. Er war gleich am Apparat. Als ich erzählte, was passiert war, fragte er, wann und auf welchem Kanal man das denn sehen könne. Als wäre er aus einer anderen Welt.

»Schenken heißt für mich, einen Menschen zu streicheln«, sagte Raddatz gern. Was schenkte er Ihnen?

Ruinart-Champagner, freundliche Umschläge mit Geld, Pralinen. Und Parfum, immer das gleiche: First. Weil ich die Erste für ihn sei, wie er sagte. Aus seinem

Nachlass hat er mir eine afrikanische Holzplastik vermacht, die er mit einer Widmung versehen hatte. Die steht jetzt in meiner Wohnung.

Warum wollte Raddatz sterben?

Aus Angst vorm Tod und weil er merkte, er schafft es nicht, sich innerlich zu glätten. Jede Zurücksetzung, jede Kränkung nagte an ihm, als wäre sie gestern passiert. Ein weiterer Grund war sein körperlicher Zustand. Er hasste seinen Verfall. In unbeobachteten Momenten schlurfte er wie ein Tattergreis vornübergebeugt über den Bürgersteig. Wenn ich das vom Auto aus sah, dachte ich: Jetzt bloß nicht hupen, der fällt tot um vor Schreck. Aber dann fiel mir ein, dass er ja fast taub ist. Wenn ich das Fenster runterkurbelte und ihn ansprach, stellte er sein Gesicht auf hell, reckte das Kinn in die Höhe und nahm Haltung an.

In seinen letzten Jahren klagte Raddatz im Tagebuch über seine rapide zunehmende Schusseligkeit: »Ohne die wunderbar hilfreiche, aufmerksame, sorgfältige Heide Sommer kann ich bald kein Manuskript mehr verabschieden.« Stimmt es, dass Sie seine Texte redigiert und verifiziert haben?

Ja, Fakten und Zitate waren nicht immer seine Stärke. Eigene Texte einkürzen konnte er auch nicht gut. Wenn er sich sprachlich im Bild vergriffen hatte, was öfter vorkam, habe ich ihm Korrekturvorschläge ins Manuskript geschrieben. Er konnte sie durchstreichen oder ein Häkchen am Rand machen. Das könnte man sich heute alles im Literaturarchiv Marbach anschauen.

Seit wann ahnten Sie, dass Raddatz sterben wollte?

Ich war in seine Pläne eingeweiht und mit den Vorbereitungen befasst. 2011 reiste er in die Schweiz, um zu eruieren, ob einer der Vereine für begleiteten Suizid sich seiner annehmen würde. Ende 2014 sagte er mir, er habe nicht mehr viel Zeit, im Frühjahr sei es so weit. Weil ich dachte, er wolle sich seine geliebte Rhododendronblüte noch einmal gönnen, tippte ich auf Mai. Er schied dann aber schon am 26. Februar aus dem Leben, einen Tag vor dem Erscheinen seines Buches Jahre mit Ledig . Mit diesen Erinnerungen an seine Zeit als Lektor bei Heinrich Maria Ledig-Rowohlt kehrte er zu seinen Anfängen zurück. So schloss sich für ihn der Kreis. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, dass er Suizid und Buchveröffentlichung genau koordiniert hatte.

Wann haben Sie Raddatz zuletzt gesehen?

Am 20. Februar, einem Freitag. Er hatte mir gesagt, er fahre am Samstag zu einer Geburtstagsmatinee für seinen toten Freund Thomas Brasch nach Berlin und bleibe ein paar Tage. Das Hotel habe ich selber noch für ihn gebucht. In Wirklichkeit flog er am Montag mit einer aus Hannover angereisten Sterbebegleiterin nach Zürich ins Hotel »Baur au Lac«. Nach weiteren Untersuchungen und Arztgesprächen wurden ihm am Donnerstag die tödlichen Medikamente gegeben. Er hat seinen Freitod mit unglaublicher Akribie vorbereitet. Eine Woche vor seinem Tod fragte mich sein privater Hausmeister, was denn mit dem Chef los sei, es seien nur noch drei Flaschen Rotwein im Haus, und er solle kein Kaminholz mehr nach oben bringen.

Wie wirkte Raddatz bei Ihrer letzten Begegnung?

Aufgabenlos, gebrochen, leer, ganz auf sein Ende gerichtet. Als er über den Korridor taperte, wusste etwas in mir: Das ist das letzte Mal, dass du ihn siehst! Ich wollte ihn nicht umarmen, weil er Berührungen hasste, also habe ich hinter seinem Rücken mit meinen Armen einen Sonnenkreis gebildet und ihn gesegnet. Mit dieser Geste wünschte ich ihm Kraft für das, was er vorhatte, sie war mein Abschied. Ich dachte, mach's gut, Kerl, du bist eine absolut einmalige Type. Dann habe ich erst mal ordentlich geheult. Zwei Tage später wurde mein älterer Sohn Vater von Zwillingen. Von der Entbindungsklinik fuhr ich am Abend um acht zum Haus von Raddatz, weil ich diese Vorahnung hatte. Von der Straße aus konnte ich sehen, dass bei ihm alle Lampen brannten, es war hell wie sonst nie. Er war also keineswegs in Berlin. Ich habe gedacht, der liegt da tot, ruf die Polizei. Aber dann hatte ich einen anderen Gedanken: Du weißt, er will sich umbringen, wie und wann und wo, ist seine Sache, fahr nach Hause. Das habe ich dann gemacht.

Wissen Sie, was in der Wohnung vor sich ging?

Ja. Bruns und ich sind sehr befreundet und offen miteinander. Er hatte Verdacht geschöpft und fand in der Nacht von Samstag auf Sonntag das Flugticket nach Zürich und die Terminvereinbarung mit der Sterbeklinik. Dann haben die beiden Männer den ganzen Sonntag durchgehult und sich verabschiedet. Am Montag ist Raddatz ins Flugzeug nach Zürich gestiegen und hat von dort aus noch jeden Tag mit Bruns

telefoniert, und dieser mit mir. Ich hätte auch selber noch mit Raddatz sprechen können, aber ich habe ihn losgelassen. Am Donnerstag rief Bruns mich an und sagte, heute Mittag ist es so weit, er bekomme einen Anruf, wenn Fritz tot sei. Als ich am nächsten Tag ins Büro kam, lag dort ein handschriftlicher Brief von Raddatz. Auf dem Umschlag stand: »Von dieser Reise kehre ich nun nicht zurück...«

Augstein und Raddatz liegen nur wenige Meter voneinander entfernt auf dem Friedhof von Keitum auf Sylt. Besuchen Sie die beiden öfter?

Nein, Gräber haben für mich keine tiefere Bedeutung. Ich brauche keinen Ort für meine Trauer. Sie ist in meinem Herzen.

Neben Ihrer Arbeit für Raddatz haben Sie von 2006 bis 2009 für Helmut und Loki Schmidt gearbeitet. Wie kam es dazu?

Ich habe die Schmidts kennengelernt, als Theo 1969 für das Verteidigungsministerium arbeitete. Meinen Erstgeborenen habe ich später auf dem Küchentisch des Ferienhauses der Schmidts am Brahmsee gewickelt. Nach der Trennung von Theo gab es zwei Ehepaare, die mir die Treue hielten, eins waren die Schmidts. Als das Bundeskanzleramt 2006 fragte, ob ich in Schmidts Stab eintreten wolle, bestand ich darauf zu klären, ob man bei der damals noch hohen Arbeitslosigkeit eine Rentnerin einstellen dürfe. Aber da hieß es nur: »Was Schmidt sagt, wird gemacht!« Als ich nach Jahrzehnten zum ersten Mal wieder in das Langenhorner Reihenhaus kam, hatte sich nichts verändert: noch immer dieselbe Teak-Einrichtung, dieselben Bilder, derselbe Flügel – konservative Treue.

Raddatz verabscheute Schmidt und ließ keine Gelegenheit aus, ihn zu verhöhnen.

Und ich musste seine Schmähungen dann immer in den Computer tippen. Vier Tage bei Schmidt in Langenhorn, freitags bei Raddatz: Schizophrenie, lass grüßen. Aber ich war beiden loyal.

Wussten Sie, dass Schmidt jahrzehntelang Affären hatte?

Alle wussten es. Das fing schon Mitte der Sechziger an, als er in Hamburg Innensenator war. Mitte der Siebziger hat Loki sich einmal bei mir aus geweint.

**Noch vor 30 Jahren stand in einem Handbuch für Sekretärinnen: »Geben Sie sich auch optisch so frisch und appetitlich wie der Obstsalat, den Sie servieren.«
Wie finden Sie diesen Satz?**

Witzig, aber junge Frauen empfänden das heute als eine schwere Beleidigung. Mein Bestreben war, mich hübsch und frisch anzuziehen, charmant und fröhlich zu sein und meine Herren mit Tüchtigkeit zu verwöhnen. Ich habe 27 Jahre immer einen Hund gehabt. Selbst beim Gassigehen war ich nicht ungeschminkt. Wenn ich krank bin und schlecht aussehe, muss der Arzt warten, bis ich wieder präsentabel bin. Man hat doch einen Anspruch an sich selbst.

Haben Sie am Arbeitsplatz geflirtet?

Nein – oder nur sehr wenig. Wenn Günter Gaus beim Diktieren wie ein Tiger durchs Zimmer wanderte und mir ab und zu über den Nacken strich und natürlich bemerkte, wie das auf mich wirkte, dann war das ja nicht meine Schuld. Zwischen 20 und 30 war mir nicht bewusst, wie gut ich aussah. Das habe ich erst sehr viel später auf Fotos gesehen. Ab Mitte 30 hatte ich das nötige Selbstbewusstsein für das Spiel zwischen den Geschlechtern, aber da war ich eine verheiratete Mutter von zwei Kindern und hörte für einige Jahre auf zu arbeiten. Hätte ich über den Gartenzaun hinweg mit dem Nachbarn flirten sollen? Einer der Nachbarssöhne kam öfter mit Schallplatten vorbei, wenn Theo verreist war. Wir hörten dann Wish you were here von Pink Floyd.

Würden Sie einem Mann zu einer Sekretärin oder zu einem Sekretär raten?

Er soll die Sekretärin nehmen. Frauen sind verlässlicher, einfühlsamer und fürsorglicher als Männer. Ein Sekretär würde seinem Chef niemals das Obst schälen und in mundgerechte Stücke schneiden. Der sucht sich für solche Dienstleistungen eine Frau, die in der Hierarchie unter ihm steht. Bei Feingefühl sind Männer auch nur zweite Wahl. Wenn ich für meine Chefs Einladungen absagen musste, habe ich das mit Worten gemacht, dass der Gastgeber zu weinen anfing, weil mein Chef verhindert war. Auf dieser Klaviatur muss man spielen können, und das können Frauen einfach besser.

Haben Ihre Chefs bemerkt, wenn Sie mit neuen Ohrringen oder neuen Schuhen ins Büro kamen?

Für so etwas hatte nur Raddatz einen Blick. Die anderen haben alle nur feste sich selber gesehen.

Sie sind durch Ihre Chefs eine Spezialistin für eitle Männer geworden. Was fällt Ihnen an dieser Spezies auf?

Dass Erkenntnis nicht immer zu Selbsterkenntnis führt. Raddatz' Eitelkeit zum Beispiel war eine Kompensation seiner Minderwertigkeitskomplexe. Sie resultierte aus Schwäche, und das machte ihn so kränkbar. Das krasse Gegenteil war Helmut Schmidt. Dem quoll seine Selbstherrlichkeit aus den Ohren, und ob er wirklich zu kränken war, wage ich zu bezweifeln.

Kam es vor, dass Sie Ihren Chefs die Meinung gegeigt haben?

Nein, ich halte die Schnauze, aber wenn man mir auf Dauer dumm kommt oder mich ungerecht behandelt, ertrage ich das nicht und packe meine Sachen.

Fühlten Sie sich von Ihren Arbeitgebern angemessen bezahlt?

Nein, denn ich habe ja das Leben meiner Chefs mitgelebt, statt um 18 Uhr den Griffel fallen zu lassen. Nur das Bundeskanzleramt hat mich für meine Arbeit bei Schmidt gut bezahlt.

Hätten Sie gern mal für eine Frau gearbeitet?

Ach Gott, ach Gott, Sie meinen so von Schwester zu Schwester? Nein. Ich habe mal für eine Frau gearbeitet, deren Firma Geld von Frauen anlegte. Die fand ich so affig und lächerlich in ihrem Getue, dass ich da ganz schnell wieder aufgehört habe, ehe es zwischen uns zum Krach kommen konnte.

Sind Sie eine Männerfrau, die mit Frauen nicht kann?

Überhaupt nicht. Ich habe großartige, lebensbegleitende Freundinnen, von Gretchen Dutschke über Bettina Röhl bis zu Pamela Biermann.

Ihr derzeitiger Chef Klaus von Dohnanyi, ehemals Bundesminister für Bildung und Wissenschaft und Erster Bürgermeister von Hamburg, ist 89. Empfinden Sie es als belastend, meistens mit betagten Herrschaften zu tun zu haben?

Nein, sie durchziehen mein Leben von Anfang an. Ich kann alte Männer verstehen, ich kann sie bedienen, ich kann sie glücklich machen. Viele Künstlerkollegen meiner Eltern waren alte Menschen, und in der Zeit mit Theo habe ich Herbert Weichmann, Carlo Schmid und Herbert Wehner erlebt und zugesehen, wie Greta Wehner ihrem zuckerkranken Stiefvater und späteren Ehemann drei Löffelchen Hüttenkäse mit Kiwi servierte. Das sind Bilder, die mich geprägt haben. Ich hätte auch nichts gegen einen älteren Freund. Ich kenne Frauen, die sich vor alten Männern ekeln. Das tue ich nicht.

Was haben Sie über das Glück gelernt?

Dass es unglücklich macht, dem Glück hinterherzulaufen. Glück kann man nur durch Verdienst erlangen. Wer sich nicht einsetzt, wird mit einer schalen Grundstimmung und wenig Selbstwertgefühl durchs Leben gehen. Ich übersetze seit vielen Jahren Bücher aus dem Englischen ins Deutsche. Mein größtes Projekt waren die fünf Romane des Alterswerks von Henry Roth. An denen habe ich insgesamt sechs Jahre gesessen. Diese Leidenschaft macht mich glücklich. Leerlauf würde mich krank machen. Was aber das Glück mit Männern angeht, so ist mein Fazit zwiespalten. Mein Leben war voller Männer, aber ohne Mann. Die vielen anderen haben den einen ja nicht ersetzen können.

Nach mehr als 50 Jahren im Maschinenraum des deutschen Medien-, Politik- und Kulturbetriebs: Bleiben große Männer groß, wenn man sie aus der Nähe beobachtet?

Ach, was ist denn schon Größe? Ich bin jetzt 76. Im Rückblick auf das eigene Leben fragt man sich nicht, welche Menschen groß waren. Wichtig ist, dass man eine liebevolle Verbindung hatte, wie ich zu Augstein und Raddatz. Bei beiden habe ich durch gedankliche Osmose gespürt, was sie in ihrem Innersten bewegt und was sie ausbrüten. Welche Frau kann das schon über ihren Ehemann sagen?

Der Fluss und der Tod

Fünf Jahre nach dem »Isarmord«: Eine junge Italienerin musste 2013 zusehen, wie ein Unbekannter ihren Freund in München erstach. Hier redet sie zum ersten Mal über jene Nacht und ihr Leben danach

Von Max Fellmann und Oliver Meiler, SZ-Magazin, 25.05.2018

Der 28. Mai 2013 war ungewöhnlich warm. Ein verfrühter Sommerabend. Die Menschen saßen vor den Cafés, flanierten auf den Straßen. Carla Gianni und ihr Freund Domenico Lorusso wohnten erst seit ein paar Wochen zusammen. Sie war 2004 von Italien nach München gekommen, hatte Sprachen studiert, arbeitete als Dolmetscherin. Er war Computeringenieur und hatte 2009 einen guten Job bei EADS bekommen. Sie waren um die dreißig, das Leben lag vor ihnen wie ein Buch voller Seiten, die darauf warten, beschrieben zu werden. Sie wollten heiraten. An diesem Abend trafen sich Carla und Domenico am Gärtnerplatz, um mit den Rädern zur gemeinsamen Wohnung in Haidhausen zu fahren. Noch eine Nacht in München schlafen, am nächsten Tag nach Italien aufbrechen und ihren Familien von der aufregenden Neuigkeit erzählen, ihren Heiratsplänen.

Die beiden fuhren den Radweg neben der Erhardtstraße entlang, eine Strecke, die jeder Münchner kennt, mitten in der Stadt, hier die mehrspurige Straße, dort die Parkbänke und die Isar, drüben auf der Insel das Deutsche Museum. Als sie am Europäischen Patentamt vorbeifuhren, stand da halb im Schatten der Bäume ein Mann. Er spuckte die vorbeifahrende Carla an. Ein Augenblick nur, schon vorbei. Domenico bekam es gar nicht mit. Erst ein paar Meter weiter sagte Carla zu ihrem Freund, du, der Typ da eben hat mich angespuckt. Die beiden bremsen, Carla blieb stehen. Domenico wendete und fuhr zurück, um den Mann zur Rede zu stellen. Aus der Entfernung sah Carla eine schnelle Bewegung zwischen den beiden Männern, sie konnte nichts Genaues erkennen, der Radweg ist kaum beleuchtet. Domenico sank zu Boden. Der

Mann hatte ihm – was Carla zu diesem Zeitpunkt noch nicht erkennen konnte – ein Messer in die Brust gerammt. Dann ging der Unbekannte mit langsamen Schritten auf die Corneliusbrücke zu und verschwand in der Nacht. Fünf Jahre später. Ein kühler Nachmittag in Rom. Es hat geregnet, die Pflastersteine glänzen schwarz, der Regen hat den Staub aus der Luft gewaschen. Ein Treffen mit Carla Gianni in einem Restaurant. Es riecht nach den letzten Bestellungen. Pizza, Frittiertes, der Essig eingelegter Sardinen. Die meisten Tische sind leer. Sie bestellt einen Kaffee. Carla Gianni, das ist nicht ihr wirklicher Name. Auch ihr heutiger Beruf soll nicht in die Zeitung, ihr Arbeitsort, ihr Wohnort. Es sollen auch keine Fotos von ihr gezeigt werden. Allein dass man hier mit ihr zusammensitzt, bedurfte vieler Gespräche und klärender Kurznachrichten auf dem Handy. Sie will nicht, sagt sie, dass man den Eindruck gewinnt, sie dränge sich nun doch noch in den Vordergrund, nach all den Jahren. Es gehe nur um Domenico.

Sie haben fünf Jahre lang geschwiegen. Warum sind Sie jetzt bereit, über Ihre Geschichte zu reden?

Weil das Leben gewonnen hat. Weil ich mir sagte, dass die Geschichte, wie ich ins Leben zurückgefunden habe, vielleicht eine Inspiration sein könnte für Menschen, die auch etwas erlebt haben, das viel größer ist als sie. Und weil ich glaube, dass meine Botschaft bei aller Tragik eine positive ist. Das Böse hat nur ein einziges Mal gewonnen, damals, an dem Abend, als Domenico körperlich starb. Nur körperlich. Ich will niemanden zum Weinen bringen, ich präsentiere mich hier nicht als Opfer dieser Tat.

Wenn Sie »Tat« sagen, hört es sich an, als wäre es etwas Abstraktes.

Es war ja auch alles unvorstellbar und absurd damals, es war so ein wunderschöner Tag nach Wochen des Regens. Ich musste noch etwas länger im Büro bleiben, Domenico besuchte seinen Deutschunterricht. Am nächsten Tag wollten wir nach Italien fahren, die Koffer waren noch nicht gepackt. Es gab viele kleine Programmänderungen an dem Abend. Als wir dann endlich auf dem Heimweg waren, war es gegen 22 Uhr. Gar nicht spät. Die Strandbar an der Isar war voll, hipsterig, fröhlich. Der Frühling hing in der Luft.

Wenn Sie an diesen Mann in der Dunkelheit denken, wen sehen Sie?

Niemanden, das ist es ja. Wir hatten keine gemeinsame Geschichte mit dieser Person. Die war einfach da und tat, was sie tat. Es kamen dann schnell alle möglichen Thesen auf, dass das etwas mit Italien zu tun haben könnte, vielleicht mit der Mafia, der Politik. Dabei war es einfach ein absurder, tragischer Zufall. In diesem Fall ist die Sache sogar so absurd, dass man den Mann nie fand.

Sie haben sein Gesicht gesehen?

Nur sehr, sehr kurz. Später träumte ich sein Gesicht einmal, aber anders. Da haben die Ermittler entschieden, kein Phantombild zu erstellen, weil sie das womöglich auf eine falsche Fährte gebracht hätte. Man hat mir erzählt, es komme oft vor, dass das Gehirn dramatische Erinnerungen lösche, aus Selbstschutz.

Wie erklären Sie sich, dass er diese Tat beging?

Ich versuche nicht, das zu verstehen. Ich überlege mir auch nicht, wo er jetzt sein könnte, wer ihn schützt, ob er noch lebt. Die Polizei hat die Aufgabe, ihn zu suchen. Ich habe die Aufgabe, nach vorne zu schauen. Es gab keine Zeugen. Noch in der Nacht wurde Carla damals im Polizeipräsidium befragt, ein, zwei Stunden lang, aber was konnte sie schon sagen? Der Täter: vielleicht so um die dreißig Jahre alt. Die Größe? 1,75 vielleicht. Durchschnittswerte. Er habe wohl dunkle Haare, sagte Carla. Aber was soll das schon heißen, es war Nacht. Er habe eine Jacke getragen, die bis auf die Oberschenkel reichte.

Zehn Minuten nachdem Carla angerufen hatte, war die Polizei da. Aber die wenigen Minuten waren schon zu viele, um Passanten zu kontrollieren, der Mörder konnte längst kilometerweit weg sein. In den Wochen und Monaten danach setzte sich ein gigantischer Apparat in Betrieb. Eine Sonderkommission wurde gegründet, Arbeitsname Soko Cornelius (benannt nach der Brücke, in deren Richtung der Täter verschwunden war), zu manchen Zeiten dreißigköpfig. Schier endlos viele Hinweise, Kontrollen, Anrufe, Spuren, Besuche, Fragen, Gespräche. Am Ende sollten es mehr als 15 000 Personen werden, die die Polizei prüfte.

In den Archiven lässt sich das alles genau nachlesen, bei der Mordkommission erklären es die zuständigen Polizisten auch noch mal mit viel Geduld. Zum Beispiel die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sache mit den Handys. Mit moderner Technik kann man exakt verfolgen, welche Mobiltelefone zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer sogenannten Funkzelle in Betrieb waren. Man kann zu jedem Handy den Besitzer herausfinden und befragen.

Kein Ergebnis.

Die Polizisten suchten alle Cafés und Restaurants der Umgebung auf, redeten mit Wirten und Anwohnern. Immer die gleichen Fragen: Hatte es auffällige Gäste gegeben? Betrunkene? Aggressive? Männer mit langen Jacken?

Kein Ergebnis.

Nur ein paar Querstraßen vom Tatort entfernt liegt die Muffathalle, am Abend der Tat hatte das Konzert einer Indie-Band stattgefunden. Deren Fans tragen manchmal gern oversize Jacken, also machte die Polizei über die Vorverkaufsstellen nahezu alle Besucher des Konzerts ausfindig und sprach mit ihnen.

Kein Ergebnis.

Am wichtigsten war, dass sich in Domenicos Wunde fremdes Blut fand, das heißt, der Täter hatte sich beim Stich auch selbst verletzt. Die Polizei setzte kurzzeitig darauf, dass der Täter wegen der Verletzung zu einem Arzt oder in ein Krankenhaus gegangen sein könnte. Im Mitteilungsblatt Münchner Ärztliche Anzeigen rief die Soko zur Mitarbeit auf, Ärzte, Sanitäter, Krankenschwestern sollten sich melden, falls sie einen ungefähr dreißigjährigen, ungefähr 1,75 großen Mann mit Messerverletzung behandelt hatten.

Kein Ergebnis.

Die letzte und größte Hoffnung: Durch das fremde Blut hatte die Polizei die DNS des Unbekannten – und konnte einen Speicheltest durchführen. Bei der Mordkommission sagen sie, es war der größte, den es in München je gab. 5700 Proben. Konzertbesucher, Handybenutzer, Anwohner, Passanten.

Kein Ergebnis.

Glauben Sie, dass die Fahnder alles unternommen haben, um den Täter zu finden?

Sie haben getan, was sie konnten. Natürlich könnte man sich fragen, ob die Polizei gleich nach der Tat nicht instinktiver, intuitiver hätte handeln können. Da wurde gerade jemand niedergestochen, man hätte versuchen können, alles abzuriegeln, um den Mann zu fassen. Er verließ den Tatort, ohne sich sonderlich zu beeilen. Ich hatte ihn noch dazu aufgefordert: »Geh weg!«, habe ich gerufen, als ich näher kam, »geh weg!« Weil ich ja sah, dass er Domenico etwas angetan hatte. Was genau, wusste ich da noch nicht. Ich wollte, dass der Mann verschwindet, ich wollte Domenico fragen, wie es ihm geht, wollte einfach nach Hause. Die Polizisten folgten dann streng dem Protokoll. Sie befragten mich, notierten die persönlichen Daten, nahmen mich mit aufs Präsidium für die Aussage. Dort blieb ich die ganze Nacht, bis in die Morgenstunden, mit Blut an den Kleidern.

Dort erfuhren Sie auch von Domenicos Tod?

Nein, dass er gestorben ist, hat man mir schon eine Stunde nach dem Tod mitgeteilt. Da war ich noch am Tatort und saß in einem kleinen Bus der Krisenintervention. Ich habe ständig gefragt, wie es Domenico geht, und darum gebeten, dass ich zu ihm ins Krankenhaus darf. Ein armer Junge vom Arbeiter-Samariter-Bund hatte dann die Aufgabe, mir die Nachricht zu überbringen. Danach kam ich aufs Präsidium. Ich versuchte, der Polizei zu helfen, ich erzählte immer wieder das Gleiche, konzentrierte mich auf jedes Detail, sie fragten immer wieder nach.

Wie haben die Ermittler Sie behandelt?

Fast wie eine Tochter. In den Wochen und Monaten nach der Tat konnte ich zuschauen, was sie alles zusammentrugen, all diese Ordner: »Domenico«, »Domenico«, »Domenico«.

Es gab DNS-Proben – den Täter fanden sie trotzdem nicht.

Wir drängten darauf, dass sie mit dem Genmaterial wenigstens versuchen, die ethnische Herkunft der Person herauszufinden. Damit hätte man den Fahndungsrahmen ein bisschen enger stecken können. Domenicos Familie und ich waren der Meinung, dass die Wissenschaft auch dazu dient. Doch das deutsche Gesetz lässt das nicht zu.

Tatsächlich ist es in Deutschland verboten, in so einem Fall das Genmaterial daraufhin zu untersuchen, ob der Täter blaue Augen oder dunkle oder blonde Haare hat.

Das Gendiagnostikgesetz zieht da sehr klare Grenzen. Die DNS ist kein unmissverständliches Nachschlagewerk, sie zu lesen, unterliegt einer gewissen Fehlerquote – und kann Ermittlungen in die falsche Richtung führen, etwa wenn die Gendiagnose zu Unrecht auf eine dunkle Hautfarbe der gesuchten Person hindeutet. In dem Fall wäre auch an den Stammtischen und in sozialen Medien gleich der Teufel los. Für die Angehörigen eines Opfers aber ist in den Ermittlungen jedes »Nein« und jedes »Da können wir nichts machen« ein weiterer Schlag.

Herbert Linder, sechzig Jahre alt, stellvertretender Chef der Mordkommission, arbeitete von Anfang an in der Soko Cornelius. Keiner kennt den Fall so gut wie er. Fünf Jahre später sitzt er nun in seinem Büro in der Münchner HansasträÙe und seufzt. Er denkt bis heute über diesen Mord nach. »Es gibt immer ungeklärte Fälle«, sagt er, »aber diese Geschichte hat uns allen besonders zu schaffen gemacht.« Die Ermittlungen wurden nie eingestellt, bis heute sind drei Mitarbeiter an dem Fall dran. Nicht ununterbrochen, aber sie behalten im Auge, ob sich etwas tut. Gelegentlich kommen noch neue Hinweise. Gerade erst hat sich jemand gemeldet, der glaubt, den Täter zu kennen. Eine Nachrichtenkette, jemand kennt jemanden, der jemanden kennt. »Also kümmern wir uns um den«, sagt Linder, »und um den, der da als Täter benannt wird, auch.« Immer wieder gehen Linder und seine Kollegen die verschiedenen Theorien durch, die sie damals aufgestellt haben. Kam der Täter aus einer anderen Stadt? Einem anderen Land? Ist er nach der Tat schnell aus München verschwunden? Wer weiß, eines Tages wirft der Computer bei einer DNS-Untersuchung in Spanien, Usbekistan, Kanada oder Australien aus: Die Werte passen zur Tat in München 2013. Aber passiert das in einem Jahr? In zehn Jahren? Nie? Niemand kann es wissen.

Linder hält es für möglich, dass Drogen im Spiel waren. Ein Aussetzer, unkontrollierte Gewalt, vielleicht Halluzinationen. Linder nennt Begriffe wie Crystal Meth und Badesalze, er sagt: »In dieser Szene gibt es Menschen, die völlig ausrasten, die begehen Taten, die man ihnen nie zutrauen würde. Und die wissen oft hinterher selbst nicht, was sie getan haben. Darüber denke ich immer wieder nach.« Wäre das möglich: dass der Täter sich nicht erinnert, einen Menschen erstochen zu haben?

Jahre später gab es eine Tatort-Folge, die den Fall leicht verändert aufgriff. 2016 war das, an einem Sonntagabend lief Die Wahrheit im Fernsehen – und Mitarbeiter der

Mordkommission München beantworteten parallel auf Twitter Zuschauerfragen. Sie hofften, es meldet sich jemand, der etwas weiß und sich nur nie getraut hat, zur Polizei zu gehen. Kein Ergebnis.

Schon zuvor hatte es eine Folge Aktenzeichen XY... ungelöst gegeben. Die Sendung zeichnete den Fall akribisch nach, wie so oft wurden dafür Szenen mit Schauspielern nachgestellt. Darunter waren auch Momente, die Domenico und Carla vor der Tat zeigen sollten.

Carla, wie haben Sie diese Sendungen wahrgenommen?

Die haben sich zusammengereimt, wie wir zu Hause wohl miteinander waren, ob wir »Schatz « oder »Liebling « zueinander sagten. Es steht mir nicht zu, die Macher solcher Sendungen zu kritisieren. Ich kann nur sagen, was das in mir auslöste: Es ist, als brähe jemand ins Innerste deiner Seele ein, in deinen geheimen Garten. Auch das hat mich dazu gebracht, mich all die Jahre zu verschließen.

Welche Erfahrungen haben Sie noch mit Medien gemacht?

In den Tagen danach versuchten die Produzenten einer italienischen Fernsehserie heimlich, Kameras im Treppenhaus des Hauses zu montieren, in dem ich damals in München wohnte. Unglaublich, nicht? Ich erlebte diese Respektlosigkeit wie eine Aggression, eine Invasion, eine Vergewaltigung. Vor allem in Italien haben die Journalisten mich gejagt wie Schakale. Man lauerte mir am Flughafen auf, und auf der Bestattungsfeier zoomten die Kameraleute fast nur auf mich. Ich ging nach Hause und sah mich im Fernsehen.

In den ersten Wochen nach dem Mord kümmerte sich die Polizei intensiv um Carla und um Domenicos Familie. Mit der Zeit ließ das nach. Eine Anwältin, die seit damals Domenicos Familie vertritt, warf der Polizei vor, sie behalte Informationen für sich. Herbert Linder blickt zurück und sagt: »Aber wenn wir gerade keine akuten Neuigkeiten haben, besteht ja auch kein Bedarf, die Familie im Vierwochenrhythmus zu informieren. Wozu denn ?« Domenicos Bruder, ein Anwalt, gab in Italien ein Interview und sagte, direkt nach der Tat habe die Polizei nicht schnell genug gearbeitet. Das Viertel sei nicht schnell genug abgeriegelt worden. Linder sagt: »Das hat uns damals sehr befremdet. Die Kritik landete über die politische Schiene bei uns, die Kritik ging

vom italienischen Innenministerium zum Auswärtigen Amt nach Berlin, von da aus dann die ganze lange Kette, Bayerisches Innenministerium, Polizeipräsidium, bis runter zum Sachbearbeiter. Aber wie hätten wir bitte halb München absperren sollen? Natürlich haben wir sofort Fahndungsmaßnahmen eingeleitet. Aber wo wollen Sie im Glockenbachviertel Straßensperren aufstellen? Wie soll das gehen?«

Wie nahe stehen Sie Domenicos Angehörigen?

Sehr nahe, wir sind eine einzige große Familie. Wir sprechen uns mehrmals in der Woche am Telefon. Für sie war die Zeit besonders schwierig: Ihr Sohn und Bruder ist in Deutschland gestorben, und sie sprechen kein Deutsch. Sie hatten deshalb auch keinen direkten Kontakt zu den Ermittlern in München, ich war ihre Brücke, sie mussten immer auf meine Zusammenarbeit zählen. Manchmal fühlten sie sich verlassen, sie fragten sich ständig, ob auch wirklich alles getan wurde, um den Fall aufzuklären.

Wäre es für Sie selbst damals nicht leichter gewesen, München auf der Stelle zu verlassen?

Wir hatten in München so viel miteinander aufgebaut. Ich wollte nicht, dass das alles zerfällt. Ich nahm mir zwei Jahre Zeit, um die Koffer zu packen, ganz langsam, damit nichts verlorengeht, damit ich alles wiederfinde, wenn ich die Koffer am neuen Ort öffne. Wäre ich weggerannt, hätte ich auf dem Weg die Hälfte verloren. All die Menschen, unsere Freunde. Ich war umgeben von Liebe. Schon kurz nach der Tat habe ich mir gesagt, du darfst keine Angst haben, Angst bringt dich um.

Funktioniert das: sich einfach zu sagen, man hat keine Angst?

Ich habe mich dazu gezwungen. Die größte Angst war, dass ich in eine Depression falle, in etwas Chronisches und Pathologisches, dass ich die Kontrolle verliere. Ich habe viel geweint, das ist wichtig, ich habe die Trauer akzeptiert, diesen Schmerz. Zu Gott sagte ich: Eigentlich ist das hier viel zu groß für mich, übernimm bitte du. Ich blieb aber immer sehr klar.

Alles, was Carla an diesem Nachmittag sagt, ist präzise formuliert. Die Bilder und Beobachtungen sind ganz klar in ihrem Kopf, wie gestapelt. Tausend Mal gedreht, gewendet und dann abgelegt. Auch wenn alles immer noch voller Rätsel ist. Manchmal antwortet sie so bedacht, dass es klingt, als habe sie sich die Sätze zurechtgelegt.

Drei Wochen nach dem Mord kehrte Carla damals zurück an die Arbeit. In der Firma, für die sie auch heute noch arbeitet, hatten sie ihr gesagt, sie solle sich Zeit nehmen, wegfahren. Oder auch einfach mal nur ins Büro kommen, sie müsse nicht arbeiten, sie könne auch an die Wand schauen, langsam wieder Vertrauen fassen.

Wie viel Zeit haben Sie sich gelassen?

Die Firma war wie eine Familie, und die Arbeit war wie eine Therapie. Das hat mir gutgetan. Nach zwei Jahren war ich bereit, alles war gepackt, alles an seinem Platz. Ich habe es geschafft, München mit Wehmut im Herzen zu verlassen – die Stadt, die mir Domenico weggenommen hatte. Und ich komme jetzt regelmäßig zurück. München steht nicht nur für Domenicos Tod, die Stadt steht auch für alles andere. Für das Leben.

Damals konnten viele nicht glauben, dass so ein Mord in München passiert, in dieser Idylle, auf dem Radweg an der Isar.

München wiegt dich in dieser vermeintlichen Idylle. Die Stadt blendet vieles aus, nein, das bessere Wort ist vielleicht: verdrängen. Sie trägt einen Spezialfilter, der nur die Perfektion durchlässt, nur die schönen Sachen. Berlin oder Rom sind anders, da weiß man ständig um all die möglichen Gefahren und passt automatisch auf. München dagegen hat vor allem Luxusprobleme. Die Münchner ärgern sich über Bagatellen. Die Stadt gibt vor, sie wäre anders, sie bereitet dich nicht auf das Böse vor.

Das klingt vorwurfsvoll.

Ja, ein bisschen werfe ich das München vor. Die Stadt soll immer jung und blühend wirken, modellhaft, ohne Armut, ohne Randständige. Die scheinbare Makellosigkeit verträgt keine Ausnahme, jeder Makel wird weggeputzt. So war es ja auch mit den Blumen. Am Tatort, an einem Baum, legten Freunde und Familienmitglieder immer wieder Blumen und Fotos von Domenico hin, um seiner zu gedenken. Ich war oft da. Auch Passanten, die ihn nicht kannten, brachten Blumen. Diese Blumen und Fotos wurden jedes Mal schnell weggeräumt.

Wer räumte sie weg?

Das weiß ich nicht. Anfangs dachte ich: Vielleicht waren die Blumen welk und dürr, da hat nur jemand sauber gemacht. Aber die Fotos? Mit der Zeit wurde mir klar, dass die Erinnerung an den Fall störte, sie störte die Idylle, sie war ein Riss im

Selbstbild. Freunde wollten dann eine kleine Plakette am Tatort anbringen, davon wusste nicht mal ich etwas. Wirklich nur etwas ganz, ganz Kleines, fast unsichtbar – eine Art »Stolperstein«. Sie gingen mit dem Wunsch zu den Behörden. Doch da sagte man ihnen: »Nein, wir können ja nicht jedes Mal eine Gedenktafel hinhängen, wenn jemand sein Leben verliert.« Als wäre dieser Fall ein ganz alltäglicher.

Fragt man den Münchner Oberbürgermeister Dieter Reiter heute, wie er die Frage nach einer Gedenktafel inzwischen sieht, zeigt er erst einmal viel Verständnis für die Gefühle der Angehörigen. Er sagt: »Diese brutale Tat ist auch nach fünf Jahren so unfassbar und schockierend wie damals.« Aber dann kommt ziemlich schnell die Behördensicht durch: »Gleichwohl erhalten wir als Stadt eine Vielzahl von Anträgen mit dem Wunsch, eine persönliche Gedenktafel anbringen zu können. Deshalb hat die Stadt München vor einigen Jahren eine Arbeitsgruppe eingesetzt, die fraktions- und referatsübergreifend besetzt ist und eine fachlich begründete Empfehlung für jede einzelne Anfrage abgibt.« Diese »AG Gedenktafeln«, sagt Reiter, habe mehrmals beraten, ob und in welcher Form eine Gedenktafel für Domenico machbar wäre. Ergebnis nach mehreren Runden: lieber keine. Reiter sagt: »Ich weiß, das ist für die Betroffenen schwer zu verstehen, aber ich kann versichern, dass wir unsere Entscheidungen niemals leichtfertig treffen.«

Nicht mehr lang, dann geht Herbert Linder in Pension. Ende 2018 ist es so weit. Dass er den Fall wahrscheinlich ungelöst hinterlassen wird, beschäftigt ihn. Nicht um seiner selbst willen – »ich bin zwanzig Jahre bei der Mordkommission, so etwas gibt es nun mal. Aber es wäre gut, wenn der Täter gefasst wird. Kein Mensch weiß, ob er nicht noch mal zu so einer Tat fähig wäre.«

Die Hoffnung geben sie nicht auf. Schon morgen kann eine DNS-Meldung aus einem anderen Land kommen. Es können ungekannte Ergebnisse der Handy-Überwachung eintreffen, bis heute sind ein paar Datenpakete nicht restlos geprüft. Wer weiß, ob nicht ein neuer Kollege, der alles mit frischen Augen betrachtet, auf andere Ideen kommt. In einem Punkt ist sich Linder allerdings sicher: »Was wir an Material haben, kann man nicht verbessern.«

Linder wird nachdenklich. Polizisten haben eine merkwürdige Aufgabe, sie müssen das Grauen in Daten übersetzen. Fakten sammeln, Fragen stellen. Und sie

kommen den Hinterbliebenen so nahe wie wenige andere. Sie sprechen stundenlang mit ihnen, sie müssen sie dazu bewegen, sich zu erinnern, sich immer und immer wieder mit dem Schrecken zu befassen.

Linder hat Carla damals aus der Nähe erlebt. Was würde er ihr sagen, wenn sie heute vor ihm stünde? »Ich würde ihr gern sagen, dass sie nicht schuld ist. Viele Menschen in vergleichbaren Situationen machen sich selbst Vorwürfe. Hätte ich zu meinem Freund nichts gesagt wegen des Anspuckens, dann wäre er nicht zurückgefahren, dann könnte er noch leben ... Aber das war eine Situation, in die jeder geraten kann. Jede Frau, die angespuckt wird, würde das ihrem Partner sagen. Und jeder würde dann entsprechend handeln. Jeder würde den zur Rede stellen. Ich würde ihr immer wieder sagen: Das war ein Durchgeknallter, der hätte jeden abgestochen. Vielleicht hilft ihr das, mit all dem aufzuräumen.«

Sagen Sie sich manchmal: Hätte ich Domenico doch nicht gesagt, dass der Mann mich angespuckt hat?

Natürlich kommt mir dieser Gedanke manchmal. Aber dann geht er schnell wieder weg. Domenico war eine sehr sanfte Person, Aggressivität war ihm fremd. Er wurde nie laut. Darum hatte ich auch keine Bedenken, es ihm zu sagen. Allerdings habe ich mir später oft überlegt: Was wäre gewesen, wenn du das Büro etwas früher verlassen hättest, wenn du nichts mehr trinken gegangen wärst mit Freunden, wenn es geregnet hätte? Eine Minute früher, eine Minute später.

Kommt es vor, dass Sie sich in diesen Gedanken verlieren, oder können Sie inzwischen damit umgehen?

Die Gefahr ist, dass du dich beim Zurückschauen auf eine Begebenheit fokussierst, auf eine einzelne Programmänderung, die nicht hätte sein müssen. Es kamen einfach viele kleine Dinge zusammen, die zur Folge hatten, dass die Welt gerade so beschaffen war, dass wir in genau jenem Moment an genau jenem Ort genau dieser Person begegneten. Aber wenn ich mir einen Vorwurf mache, dann eigentlich einen viel größeren: Dass wir in München lebten, war meine Wahl gewesen. Er war mir nach Deutschland gefolgt, er hatte dafür gekämpft, dass wir dort zusammenleben konnten. Und das bleibt irgendwie im Kopf haften.

Waren Sie noch mal an jener Stelle in München?

Ja, wenn ich in München bin, gehe ich zu diesem Baum. Das ist der Ort, an dem ich Domenico zum letzten Mal gesehen habe. Zu dem Haus, wo wir gelebt haben, gehe ich dagegen nie mehr, das schaffe ich nicht. Nach der Tat musste ich noch drei Monate dort wohnen, weil ich nichts anderes fand. Und immer war da die Erinnerung an diesen Moment nach der Tat: wie ich nach Hause komme, durch diesen Korridor gehe, die Türe öffne und allein bin. Dieser Ort schmerzt mehr als der Tatort.

Wann haben Sie wieder erste Momente der Leichtigkeit erlebt?

Im Frühling des Jahres darauf, genauer gesagt, am 29. Mai 2014, dem Morgen nach dem Jahrestag der Tat. Bis dahin war immer alles das erste Mal gewesen: der erste Geburtstag ohne Domenico, das erste Weihnachten ohne Domenico, das erste Frühjahr ohne Domenico. Für mich begann danach das Jahr null. Ich spürte, wie es meinem Herzen besser ging, ich fühlte mich leichter.

Wie wichtig ist Ihnen heute, dass der Täter gefasst wird?

Ich denke nie daran, ich will nicht an ihn denken. Natürlich wäre es wichtig, wenn sie ihn verhaften würden. Ich sage mir, wenn jemand etwas so Verrücktes tut, kann es sein, dass er es wieder tut. Gerechtigkeit schaffen sie damit aber nicht: Domenico wird nicht zurückkehren. Wenn sie den Täter finden sollten, kämen auch aller Schmerz und alle Erinnerungen zurück in mein Herz.

Träumen Sie manchmal von der Tat?

Nein. Ich träume nur von Domenico, nie von der Tat.

Ein beschissener Moment

Wie der Versuch scheiterte, mit Woody Allen über etwas Dringlicheres als seinen 48. Film zu reden.

Von Philipp Oehmke, Der Spiegel, 13.01.2018

Woody Allen hat seinen Schneiderraum an der Park Avenue auf Manhattans Upper East Side, auch das Interview mit dem SPIEGEL findet dort statt. Gerade hat er seinen neuen Film in die Kinos gebracht, er heißt "Wonder Wheel", es ist Allens 48. Film.

Allen hat das Gespräch erst wenige Stunden zuvor zugesagt, vorher hatte er es mehrmals verschoben, er war krank gewesen, eine Infektion, jetzt trägt er einen Beutel, aus dem ihm Penicillin injiziert wird, er ist 82.

Man fühlt sich nicht gut, zu Woody Allen zu gehen. Dabei würde man sehr gern mit ihm über seine Hits "Der Stadtneurotiker", "Match Point" oder "Blue Jasmine" reden oder sogar auch über "Wonder Wheel", der gar nicht so schlecht ist beziehungsweise wäre, wenn da nicht all der andere Mist wäre.

Seit 1992 stehen die Vorwürfe gegen Allen im Raum. Lange haben sie kaum einen interessiert, auch mich nicht, als ich Allen vor gut elf Jahren schon einmal interviewt habe. Doch seit ein paar Jahren und besonders seit den Enthüllungen über Harvey Weinstein und der anschließenden #MeToo-Welle sind die Anschuldigungen nicht mehr zu ignorieren. Dylan Farrow, die Allen mit seiner damaligen Lebensgefährtin adoptiert hatte, der Schauspielerin Mia Farrow, behauptet seit 25 Jahren, Allen habe sie im Sommer 1992, als sie sieben Jahre alt war, sexuell missbraucht. Mia Farrow und Allens leiblicher Sohn mit ihr, Ronan Farrow, unterstützen Dylans Aussage.

Allen hingegen streitet die Vorwürfe ab. Mia Farrow habe sie im Zuge der Trennung des Paares und des Sorgerechtsstreits erfunden und das Kind manipuliert.

Obwohl sich Polizei und Staatsanwaltschaft mit dem Fall befassten und ein ärztliches Gutachten erstellt wurde, dessen Aussagekraft jedoch umstritten ist, wurde gegen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Allen nie Anklage erhoben. Er hat juristisch als unschuldig zu gelten. So sind die Regeln im Rechtsstaat.

Die "New York Times" hat 2014 eine lange Verteidigung Allens gedruckt, die sich relativ überzeugend las. Doch wenn man daraufhin wiederum die Darstellung Dylan Farrows las oder die von Ronan Farrow, einem Rechtsanwalt, der seinen eigenen Vater beschuldigt und unlängst mit seinen beiden Investigativgeschichten im "New Yorker" maßgeblich dazu beitrug, Harvey Weinstein zu überführen, kamen einem wieder Zweifel an Allens Unschuld. Und je mehr man las, desto größer wurden die Zweifel. Gerade hat die "Los Angeles Times" einen Gastbeitrag Dylan Farrows mit dem Titel "Warum hat die #MeToo-Revolution Woody Allen verschont?" veröffentlicht. Und am Tag des Interviews erscheint die Analyse eines "Washington Post"-Reporters, der Zugang zu den persönlichen Aufzeichnungen Allens aus fünf Jahrzehnten bekommen hatte. Seine Conclusio: "He's obsessed with teenage girls."

Wie soll man nun mit einem solchen Mann ein Interview zu "Wonder Wheel" machen, einem Film, der in den Fünfzigerjahren in Brooklyns Strand- und Vergnügungsmeile Coney Island spielt? Wie über seine Karriere, sein Lebenswerk reden? Allens Filmfirma ruft kurz vor dem Interviewtermin noch einmal an, um vorsichtig sicherzustellen, dass mit Allen nicht über "diese Nebenthemen, die da noch so rumschwirren", gesprochen werde, sondern über "Wonder Wheel" und eben "die Karriere".

Zur Karriere gehört offenbar nicht, dass Allen seine Adoptivtochter auf dem Dachboden im Hause Mia Farrows, als diese einkaufen gefahren war, sexuell missbraucht haben soll. Allen war damals schon in Behandlung wegen seines anscheinend "sonderbaren Verhaltens" Dylan gegenüber. Die Babysitterin hatte angeblich Anweisung, Allen nicht mit dem Mädchen allein zu lassen.

Natürlich möchte man darüber mit ihm nicht reden. Mr Allen, herzlichen Glückwunsch zu dem schönen Film, aber haben Sie Ihre Adoptivtochter aufgefordert, sich bäuchlings auf den Boden zu legen, mit einer Modelleisenbahn ihres Bruders zu spielen, und sie dann missbraucht, wie Ihre Tochter es behauptet?

Es gibt bis heute so gut wie kein Interview, in dem Allen auf die Vorwürfe angesprochen wird. In ihrem Text in der "Los Angeles Times" spricht Dylan Farrow auch von den Journalisten, die das Thema meiden, die Teil des Systems und somit mitschul-

dig sind. Ihr Stiefvater, schreibt Farrow, werde von einem ähnlichen Netz von Rechtsanwälten und PR-Profis beschützt wie Harvey Weinstein.

Was aber, wenn wir alle spinnen, verrückt geworden sind im #MeToo-Wahn, wo ja zunächst erst mal alles behauptet werden kann (ob es stimmt, sehen wir dann später)? Ist alles so verrottet, dass wir dem Rechtsstaat nicht mehr zutrauen, in einem solchen Fall die Wahrheit zu ermitteln? Es ist ja nicht so, wie in vielen anderen Fällen, dass niemand zur Polizei gegangen wäre. Ein Staatsanwalt hat entschieden, keine Anklage zu erheben. Punkt. Allen hat als unschuldig zu gelten. Andererseits soll der Staatsanwalt auf eine Anklage nur verzichtet haben, um die siebenjährige Dylan vor einem langen traumatisierenden Prozess zu schützen. Genügend belastendes Material gegen Allen soll vorhanden gewesen sein. Wiederum andererseits: Kann das sein? Welcher Staatsanwalt sagt, ich lasse den Täter gehen, schaffe keinen Rechtsfrieden, nur um das Opfer nicht zu belasten? Ein Opfer, das heute, ein Vierteljahrhundert nach der angeblichen Tat, offensichtlich immer noch leidet?

Am besten, man sagt das Interview ab. Beziehungsweise sagt gar nichts, dreht um, geht zurück in die warme U-Bahn.

Wenn er das alles nicht getan haben sollte, sondern in seinem Leben einfach nur 47 teilweise wunderbare Filme hergestellt hat und nun bloß über seinen 48. wunderbaren Film reden möchte, während ein dummer, naseweiser, sich moralisch erhebender Journalist, einer allgemeinen Stimmung folgend, unbewiesenen Behauptungen aufgesessen ist und ihn nun mit diesen widerwärtigen Vorwürfen konfrontiert – wenn das die Wahrheit wäre, dann hätte Allen allen Grund, einen hochkant aus seinem Schneiderraum zurück auf die kalte Park Avenue zu werfen.

Im Hinblick auf den Weinstein-Fall hatte Allen vor einer "witch hunt" gewarnt. Man dürfe jetzt keine Hexenjagd auf Männer beginnen. Der andere, der ständig von einer "witch hunt" spricht, ist Donald Trump mit Blick auf die Russland-Ermittlungen.

Eine junge Frau mit asiatischen Wurzeln öffnet die Tür zu Allens Schneiderraum. Sie sieht so ähnlich aus wie seine Ehefrau Soon-Yi, ein weiteres Adoptivkind von Mia Farrow, Stiefschwester von Dylan und Ronan, einige Jahre älter allerdings. Dass Allen also nicht doch ein Auge auf die Adoptivkinder in seiner Familie geworfen hat, lässt sich schwer bestreiten.

Da steht Woody Allen in einem grünen Woody-Allen-Pullover und mit dieser Brille. Er lächelt scheu, er sieht so zerbrechlich aus mit seinem Penicillinbeutel in der Hand. Was für ein beschissener Moment. Man hätte gern mit alledem hier nichts zu tun. Das Folgende sind Auszüge aus unserem Gespräch, das 45 Minuten dauerte und in dem wir zunächst und immer wieder auch über harmlose Dinge wie den Strandort Coney Island, die Gentrifizierung in Brooklyn, die Wucherpreise in Manhattan, die 20-Cents-Filmtickets in den Fünfzigerjahren, die Evolution von männlichen und weiblichen Rollen in der Filmgeschichte und das Genie des Marlon Brando geredet haben.

SPIEGEL: Mr Allen, "Wonder Wheel" handelt von einer Mutter und ihrer verführerischen Stieftochter. Beide beginnen eine Affäre mit demselben jungen Gigolo. Ein Mann, der erst mit der Mutter und dann mit der Stieftochter etwas anfängt: Das ist auch Ihre persönliche Geschichte. Was interessiert Sie so an der Sexualität?

Allen: Sexualität interessiert mich, wenn die Geschichte es hergibt. Ich erzähle Familiengeschichten, Liebesgeschichten. Gerade meine frühen Filme wie "Bananas", "Woody, der Unglücksrabe" oder "Zelig" sind sehr persönliche Familiengeschichten. Eigentlich habe ich mich immer nur interessiert für "Junge trifft Mädchen", "Junge verliert Mädchen", "Junge kriegt Mädchen wieder" – und natürlich für Jokes. "Wonder Wheel" ist da eine Ausnahme. Ich habe 47 oder 48 Filme gemacht. Und es gibt nur 5 oder 6, die eher ernst sind. "Wonder Wheel" ist ernst.

SPIEGEL: Nun gibt es in "Wonder Wheel" vor allem eine Szene, in der über Humpty, den Vater der jungen Carolina, gesagt wird, er habe "eine unnatürliche Zuneigung" zu seiner Tochter. In dem Moment denkt man, Sie spielen absichtlich mit dem Feuer. Die Parallelen zu Ihrem Privatleben sind nicht mehr zu übersehen. Das ist es ja genau, was Ihnen in Bezug auf Ihre Adoptivtochter vorgeworfen wird.

Allen: Humpty ist ein Typ, dessen Frau gestorben ist und der deswegen Trinker geworden ist. Zur gleichen Zeit hat ihn auch noch seine Tochter sitzen lassen, indem sie mit einem Gangster durchgebrannt ist. Aber er war abhängig von seiner Tochter. Mit ihrer Hilfe wollte er sich wieder aufrappeln. Wie viele Kinder hat sie nicht auf ihren Vater gehört. Als sie reumütig zurückkehrt, will er sie sofort rausschmeißen. Doch innerhalb von fünf Minuten schmilzt er dahin. So ist Familie. Familienblut. Das spielt immer eine Rolle.

SPIEGEL: Stört es Sie nicht, dass es in der amerikanischen Presse kaum noch eine Besprechung von "Wonder Wheel" gibt, die nicht die Vorwürfe des sexuellen Missbrauchs Ihrer Adoptivtochter zum Thema macht? Es überschattet Ihr Werk.

Allen: Dazu will ich Folgendes sagen, und ich habe es schon versucht zu erklären.

SPIEGEL: Ja? Was?

Allen: Nach meinen ersten vier oder fünf Filmen habe ich nie wieder irgendetwas über irgendeinen meiner Filme gelesen.

SPIEGEL: Ach so.

Allen: Als ich anfing – als junger Filmmacher! –, habe ich alle Kritiken gelesen. Der eine sagte das, der andere das, ich sei ein Genie, ich sei ein Idiot. Ich dachte, es ist besser für mich, wenn ich gar nichts lese. Es ändert ja nichts. Manche Filme sind erfolgreich. Andere machen Minus. Es macht keinen Unterschied. Als "Der Stadtneurotiker" so erfolgreich war, habe ich trotzdem chinesisches Essen aus Lieferkartons gegessen und genau wie alle anderen die Grippe bekommen, wenn sie umging ...

Der Sänger Justin Timberlake spielt den Gigolo in "Wonder Wheel". Bei der Verleihung der Golden Globes am vergangenen Sonntag trug er den "Time's Up"-Anstecker, der auf #MeToo folgte und verkündet, dass die Zeit für Männer wie Weinstein, Spacey und – wie viele meinen auch für – Allen vorbei ist. Timberlake sah sich bald einem Shitstorm gegenüber, weil er es gewagt hatte, den Button zu tragen und gleichzeitig mit Allen zu drehen. Im Anschluss an die Verleihung stand die Schauspielerin und Regisseurin Greta Gerwig vor der Presse. Sie wollte sich feiern lassen für ihren Film "Lady Bird". Da fragt eine Journalistin nach Woody Allen. Gerwig hatte 2012 in dessen Film "To Rome with Love" mitgespielt. Gerwig, Star des modernen Feminismus, stotterte und wusste keine Antwort.

Einige Schauspieler aus Allen-Filmen – einer auch aus "Wonder Wheel" – haben ihre Zusammenarbeit mit Allen inzwischen öffentlich bereut. Einer behauptete gar, er habe seine Gage gespendet.

Es sieht so aus, als ob die Stimmung gegen Woody Allen endgültig kippt. Allen scheint das nicht zu erreichen. Bisher stören ihn die Interviewfragen offenbar kein bisschen. Er antwortet ganz freundlich einfach auf etwas anderes. Offenbar ist er in der Lage, jeden Bezug auf die Missbrauchsvorwürfe komplett auszublenden. Vielleicht hat er über die Jahre gelernt, so damit zu leben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Sie sind seit einem halben Jahrhundert im Filmgeschäft. Gerade hat es den Anschein, als befände sich Hollywood im Umbruch. Mächtige Figuren wie Harvey Weinstein oder Kevin Spacey sind wegen Vorwürfen des sexuellen Missbrauchs gestürzt.

Allen: Hollywood befindet sich schon lange im Umbruch. Vor allem die Blockbuster-Mentalität hat großen Schaden angerichtet. Als ich aufwuchs, gab es Millionen nette Filme zu sehen, manche großartig, manche nur gut, andere lausig. Als ich selbst ins Geschäft einstieg, gab es Coppola, Scorsese, Spielberg, und irgendwann kam ich dazu, "Easy Rider", "Chinatown", all diese Filme. Heutzutage sind die Leute nur noch mit Eventfilmen wie "Star Wars" ins Kino zu locken. Für normale Filme bleiben sie zu Hause und gucken Netflix. Meine Töchter sitzen zu Hause auf dem Bett und schauen Filme auf dem Laptop. Wenn man heute Studenten von Ivy-League-Universitäten fragt, ob sie etwa "Citizen Kane" gesehen haben, sagen die: Ja, neulich auf dem Handy ...

SPIEGEL: Waren Sie erschrocken, als Harvey Weinstein stürzte? Sie kannten ihn ja gut.

Allen: Ich kannte ihn nicht so gut. Er hat eine Zeit lang in den Neunzigern meine Filme vertrieben.

SPIEGEL: Oh! Sie antworten.

Allen: Wir hatten viele Auseinandersetzungen über die Werbung für meine Filme. Harvey hat nie genügend Werbung geschaltet.

SPIEGEL: Würden Sie sagen, er hatte es verdient, so unterzugehen?

Allen: Ach. Ich bin da kein Experte. Ich habe die ganze Sache ehrlich gesagt nicht verfolgt. Er hat immer zu wenig Werbung geschaltet. Ich war nie politisch. Ich habe zum Beispiel nie einen Film zum Thema Politik gemacht.

SPIEGEL: Politik?

Allen: Ja.

SPIEGEL: Haben Sie im "New Yorker" die Enthüllungsgeschichten Ihres Sohns Ronan Farrow gelesen über Weinsteins sexuelle Übergriffe und sein System der Einschüchterung?

Allen: Nein. Ich gucke manchmal in Blätter wie den "New Yorker", aber eigentlich lese ich lieber Bücher. Zuletzt habe ich eine Biografie über Alan Jay Lerner gelesen, den wundervollen Songwriter ...

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Allens Assistentin kommt rein und signalisiert, dass die Zeit um ist. Zum Glück, endlich findet dieser Unsinn ein Ende.

Allen: Gib uns noch ein paar Minuten! Also, Alan Jay Lerner, wie er "My Fair Lady" geschrieben hat, wundervoll, das habe ich gelesen. Aber eigentlich war ich nie ein großer Leser. Schon als Kind nicht. Da habe ich nur Comics gelesen. Ehrlich gesagt lese ich bis heute kaum. Wenn ich nach Hause komme, gucke ich Sport im Fernsehen. Beck's-Bier, dazu Football oder Baseball. Die Leute halten mich immer für einen Intellektuellen. Aber ich bin von der Schule geflogen und nicht besonders belesen. Es liegt nur an dieser Brille. Ich arbeite an meinen Filmen, und manchmal übe ich Klarinette. Ich lebe abgeschottet in einer Blase und mag meine Routine zu Hause. Ich habe mein Bad, wo alles an seinem Platz steht. Ich hasse fremde Badezimmer.

SPIEGEL: Mr Allen, wir hatten ein sehr freundliches Gespräch. Deswegen verzeihen Sie bitte, wenn ich Sie nun direkt frage nach den Anschuldigungen Ihrer Adoptivtochter, sie als Kind sexuell missbraucht zu haben ...

Allen: Ist das Ihr Handy hier auf dem Sofa?

SPIEGEL: Ja. Damit nehme ich auf. Sie haben sich vor vier Jahren in der "New York Times" zu den Missbrauchsvorwürfen geäußert, und vielleicht sollten wir, so unangenehm es auch ist, ein paar Minuten darauf verwenden, darüber noch einmal zu reden. Denn man kann Ihre Filme eigentlich nicht mehr ertragen, wenn man ständig daran denken muss.

Allen: Fein. In meinem "New York Times"-Artikel habe ich damals auch geschrieben, dass ich anschließend nie wieder über das Thema reden werde. Und ich habe seitdem nie wieder darüber geredet. Und besonders jetzt und hier werde ich nichts sagen, wo wir doch über "Wonder Wheel" reden wollten.

SPIEGEL: Und das haben wir getan.

Allen: Ja. Das waren alles richtige Fragen, die Sie gestellt haben.

Die Assistentin, die inzwischen wiederaufgetaucht ist, lacht hysterisch und führt Woody Allen aus dem Raum. Da jetzt alles egal ist, gehe ich hinterher und frage die Assistentin, ob sie ein Foto von Allen und mir machen kann. Warum? Keine Ahnung. Vielleicht weil es den Anschein von journalistischer Normalität aufrechterhält.

Drei Tage nach dem Interview, am vergangenen Sonntagabend, schickt Dylan Farrow in zwei Tweets eine Nachricht in die Welt. Vor vier Jahren habe sie entschieden,

dass es genug sei, und einen offenen Brief geschrieben, in dem sie den Missbrauch durch Allen detailliert beschrieben hat. "Ich glaubte, es würde etwas verändern. Ich habe schnell (und schmerzhaft) gelernt, dass mein Optimismus fehl am Platz war. Seine Zeit war nicht vorbei."